

# Die drei ??? und die Geisterinsel



Alfred Hitchcock

# Die drei ??? und die Geisterinsel

Erzählt von Robert Arthur



Franckh'sche Verlagshandlung  
Stuttgart

Aus dem Amerikanischen übertragen von Leonore Puschert  
Titel der Originalausgabe:  
»Alfred Hitchcock and The Three Investigators in  
The Secret of Skeleton Island«.  
(Random House, Inc., New York / 1966)  
© 1966, Random House, Inc., New York

Schutzumschlag von Aiga Rasch

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

**Arthur, Robert**

Alfred Hitchcock, die drei ??? [Fragezeichen] und  
die Geisterinsel. – 6. Aufl. – Stuttgart: Franckh,  
1979.

Einheitssach.: Alfred Hitchcock and the three  
investigators in the secret of Skeleton Island <dt.>

ISBN 3-440-04597-8

NE: Hitchcock, Alfred [angebl. Verf.]

6. Auflage/71. – 85. Tausend

Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart / 1979  
Alle Rechte an der deutschen Ausgabe, insbesondere das Recht der  
Vervielfältigung und Verbreitung, vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm  
oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für die deutsche Ausgabe:

© 1973, Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart  
LH 9-BS

ISBN 3-440-04597-8/Printed in Poland/Imprime en Pologne

Satz: Konrad Triltsch, Würzburg

# Die drei ??? und die Geisterinsel

|  |     |
|--|-----|
| Vorwarnung von Alfred Hitchcock .....        | 7   |
| Ein Fall für die drei ??? .....              | 8   |
| Unerwarteter Empfang .....                   | 11  |
| Das Gespenst tritt auf .....                 | 19  |
| Endlich auf der Geisterinsel .....           | 28  |
| Ein Totenschädel spricht .....               | 34  |
| Goldene Dublonen .....                       | 40  |
| Gefahr unter Wasser .....                    | 45  |
| Der erste Fund .....                         | 50  |
| Mrs. Barton hat einen Verdacht .....         | 57  |
| Die Katastrophe .....                        | 63  |
| Justus wird gewarnt .....                    | 67  |
| Eine aufregende Entdeckung .....             | 75  |
| Die Höhle im Verborgenen .....               | 81  |
| Aus mißlicher Lage wird bitterer Ernst ..... | 87  |
| Rettung in letzter Minute .....              | 94  |
| Justus löst Rätsel Nummer eins .....         | 102 |
| Bob und Peter in der Klemme .....            | 115 |
| Es kommt ganz anders .....                   | 124 |
| Bericht für Alfred Hitchcock .....           | 132 |



# Warnung! Stop! Vorsicht ist geboten!

Diese Warnung gilt denen, die leicht die Nerven verlieren und zum Nägelkauen neigen, wenn Abenteuer, Gefahr und Hochspannung im Anzug sind. Wer jedoch eine Geschichte mit derlei Zutaten zu schätzen weiß – möglichst noch mit einem Schuß Geheimnis und einem Anlaß für kriminalistische Ermittlungen als Würze –, der halte wacker mit.

Wieder einmal obliegt es mir, meinen Lesern ein Abenteuer der drei ??? zu präsentieren, und ich kann nur sagen, daß sie noch kaum in so aussichtslose Situationen geraten sind wie hier. Ihr müßt mir das nicht glauben – lest das Buch und seht selbst!

Für den Fall, daß ihr mit den drei ??? (sprich: drei Detektive) jetzt erst Bekanntschaft schließt, sei erläutert: Sie heißen Justus Jonas, Peter Shaw und Bob Andrews. Alle drei sind in Rocky Beach, nicht weit von Hollywood an Kaliforniens Pazifikküste, zu Hause. Vor längerer Zeit haben sie sich zu einem Detektiv-Trio zusammengeschlossen, um gemeinsam alles Rätselhafte und Geheimnisvolle, das ihnen begegnen sollte, aufzuklären. Bis jetzt haben sie sich dieser Aufgabe stets gekonnt entledigt.

Justus Jonas, Erster Detektiv, ist der Kopf des Unternehmens. Peter Shaw, Zweiter Detektiv, ist groß und stark und ein hervorragender Sportler. Bob Andrews, der wißbegierige und ausdauernde. Forschertyp, ist mit den Recherchen und der Führung des Archivs betraut.

Und nun ist es soweit! Bitte umblättern – und los geht die Reise mit den drei ??? zur Geisterinsel!

*Alfred Hitchcock*

## Ein Fall für die drei ???

»Wie steht es eigentlich mit euren Tauchkünsten?« erkundigte sich Alfred Hitchcock.

Die drei ??? – Justus Jonas, Peter Shaw und Bob Andrews – blickten ihr Gegenüber hinter dem mächtigen Schreibtisch im Universum-Studio gespannt an. Peter antwortete für alle.

»Gerade sind wir in die letzte Prüfung gestiegen, Sir«, sagte er. »Unser Lehrer hat uns vorgestern in die Bucht mit 'runter genommen und war zufrieden.«

»Allzu viel Übung haben wir noch nicht, aber wir kennen alle Handgriffe und Regeln genau«, setzte Justus hinzu. »Und unsere eigenen Masken und Flossen haben wir auch. Sauerstoffgerät und Atemschläuche leihen wir uns, wenn wir tauchen wollen.«

»Ausgezeichnet!« sagte Mr. Hitchcock. »Dann meine ich, ihr seid genau die Richtigen für die Sache!«

Die Sache? Meinte er eine Sache, bei der es irgend etwas zu ermitteln gab? Als Bob danach fragte, nickte Mr. Hitchcock.

»Ja, so ist es«, sagte er. »Und daneben könnt ihr euch auch als Schauspieler betätigen.«

»Als Schauspieler?« Peter hegte sichtlich Zweifel. »Das sind wir doch nicht, Sir. Auch wenn Justus als ganz kleiner Junge mal bei ein paar Fernsehsendungen mitgewirkt hat.«

»Es werden ja keine Berufsschauspieler verlangt«, beschwichtigte Alfred Hitchcock. »Ganz normale Jungen sollen es sein. Peter, du weißt doch, daß dein Vater zur Zeit im Osten mit Regisseur Roger Denton einen Abenteuerfilm dreht, ›Gejagt bis ans Ende der Welt.‹«

»Ja, Sir.« Peters Vater war ein hervorragender Technik-Experte beim Film, und in diesem Beruf kam er weit in der Welt herum. »Jetzt ist er gerade in Philadelphia.«

»Falsch!« Mr. Hitchcock weidete sich an Peters Erstaunen.

»Jetzt eben ist er auf einer Insel im Atlantik, ganz unten an der Südostküste der Vereinigten Staaten, und hilft bei der Instandsetzung eines alten Vergnügungsparks für die Schlußszene des Films. Dieses Eiland heißt die Geisterinsel.«

»Geisterinsel? Oho!« entfuhr es Bob. »Das hört sich nach geheimnisvoller Vergangenheit an.«

»Ja, die Insel war früher ein Schlupfwinkel für Piraten«, erklärte der Regisseur den Jungen. »Es heißt, ein Gespenst gehe dort um. Und am Strand findet man heute noch Skelettreste. Hin und wieder, bei stürmischer See, werden Goldmünzen angespült. Aber ehe ihr euch falsche Hoffnungen macht, laßt euch gesagt sein, daß es auf der Insel keinen Schatz gibt. So viel ist einwandfrei bewiesen. Auf dem Meeresgrund in der Bucht könnten Überreste eines Schatzes verstreut liegen, aber nicht auf der Geisterinsel selbst.«

»Und da wollen Sie uns hinschicken?« fragte Justus Jonas begierig. »Sie meinen, es gibt dort ein Geheimnis zu enthüllen?«

»Es verhält sich folgendermaßen.« Alfred Hitchcock legte die Fingerspitzen gegeneinander. »Dein Vater, Peter, lebt zur Zeit mit ein paar Kollegen in einem Campinglager – auf der Insel. Zusammen mit einheimischen Hilfskräften richten sie einen Teil des Vergnügungsparks für die Schlußszene des Films her, der im übrigen größtenteils in Philadelphia gedreht wird. Aber es geht nicht alles glatt. Teile ihrer Ausrüstung wurden gestohlen, und nachts hat sich jemand an ihren Booten zu schaffen gemacht. Sie haben einen ortsansässigen Mann als Wache angestellt, aber der Ärger geht weiter, nur in größeren Abständen. Die Geisterinsel ist landschaftlich sehr reizvoll, und das Meer ringsum nicht tief. Roger Denton dachte sich nun, daß sein Assistent Harry Norris, solange er selbst auf der Insel arbeitet, einen Kurzfilm drehen könnte. Zum Beispiel über drei Jungen, die an einem Ferientag zum Spaß nach Piratenschätzen tauchen.«

»Sir, das ist eine ausgezeichnete Idee«, sagte Justus.

»Es würde nur wenig Mehrkosten verursachen, und beim Filmteam ist ein gewisser Jeff Morton, ein hervorragender Sporttaucher und Unterwasserfotograf. Und jetzt kommt eure Rolle. Ihr könntet die drei Jungen spielen, eure Tauchkenntnisse vertiefen und in der freien Zeit die Stadt erkunden und vielleicht Anhaltspunkte für die rätselhaften Diebstähle ermitteln. Daß ihr Detektive seid, werden wir geheimhalten, damit niemand mißtrauisch wird.«

»Das hört sich großartig an!« sagte Bob begeistert. »Wenn es uns nur von zu Hause erlaubt wird.«

»Ganz bestimmt, zumal Mr. Shaw ebenfalls dort ist«, sagte Mr. Hitchcock. »Natürlich könnte sich am Ende herausstellen, daß es gar kein Geheimnis gibt, aber im Hinblick auf eure früheren Erfolge wäre es ebensogut möglich, daß ihr mehr Entdeckungen macht, als wir anderen uns vorstellen können.«

»Wann soll es losgehen?« fragte Peter.

»Sobald ich mit Mr. Denton und deinem Vater, Peter, alles Notwendige besprochen habe«, sagte Alfred Hitchcock.

»Geht jetzt nach Hause und packt eure Sachen, damit ihr morgen für den Flug zur Ostküste bereit seid. Bob, du hast ja das Archiv und die Recherchen unter dir – hier sind ein paar Zeitungsartikel über die Geisterinsel, die dich vielleicht interessieren: wie sie entdeckt wurde, was für Piraten sich dort einst niedergelassen hatten und anderes Wissenswerte. Macht euch damit schon mal vertraut. Es dürfte eine erlebnisreiche Reise für euch werden!«

## Unerwarteter Empfang

»Da ist die Geisterinsel!« rief Bob Andrews.

»Wo? . . . Laß sehen!«

Justus und Peter lehnten sich über Bob hinweg, um auch aus dem Fenster des schlanken silberglänzenden Flugzeugs sehen zu können.

Gerade überquerten sie im Landeanflug eine lange, schmale Bucht – Atlantic Bay. Bob zeigte auf eine kleine Insel, die jetzt fast genau unter ihnen lag. Ihre Form erinnerte sonderbar an einen Totenkopf

»Ich erkenne den Umriß nach den Karten, die uns Mr. Hitchcock gegeben hat«, erklärte Bob.

Staunend und neugierig äugten sie zur Insel hinunter. Vor mehr als dreihundert Jahren war die Geisterinsel Unterschlupf für Piraten gewesen. Wenngleich Mr. Hitchcock behauptet hatte, es sei dort kein Piraten-Goldschatz vergraben – vielleicht täuschte er sich! Sie hofften es! Und auf alle Fälle gab es auf der Insel ein Geheimnis, und sie würden es zu ergründen versuchen.

Eine andere Insel, viel kleiner, kam in Sicht.

»Das muß dann die *Hand* sein!« sagte Justus.

»Und das dort die *Knochen*«, fügte Peter hinzu und zeigte auf ein paar schmale Riffe, die zwischen der Geisterinsel und der »Hand« verstreut lagen. »Leute, stellt euch das mal vor nach dem Mittagessen sind wir aus Rocky Beach abgeflogen, und zum Abendessen sind wir schon hier!«

»Seht mal«, sagte Bob. »Die *Hand* sieht wirklich wie eine Hand aus. Die Finger sind Felsenriffe, die meistens überflutet sind, aber von hier oben sieht man sie ganz deutlich.«

»Ich hoffe, wir bekommen Gelegenheit, diese *Hand* zu erforschen«, sagte Justus. »Ich habe noch nie eine echte Naturfotäne gesehen. In dem Zeitungsartikel, den uns Mr. Hitchcock

gab, steht, daß bei Sturm das Wasser aus dem Boden schießt wie aus dem Spritzloch eines Wals.«

Jetzt ließen sie die Inseln hinter sich, und auch der kleine Ort Fishingport auf dem Festland, das Ziel ihrer Reise, blieb zurück. In einer Privatpension wartete dort ein Zimmer auf sie.

Als das Flugzeug zur Landung ansetzte, tauchte zu ihrer Rechten eine ziemlich große Stadt auf. Das war Melville, wo der Flugplatz lag. Ein paar Augenblicke später, nachdem die Maschine vor dem Flughafengebäude zum Stehen gekommen war, legten die Jungen ihre Sicherheitsgurte ab.

Sie stiegen die Treppe hinunter, blieben dann stehen und blickten zu der kleinen Menschenansammlung hinüber, die hinter einem Drahtzaun wartete.

»Ob dein Vater uns wohl abholt, Peter?« meinte Bob.

»Er sagte, er würde es versuchen, und wenn es nicht ginge, würde er jemand herschicken«, antwortete Peter. »Ich sehe ihn nicht.«

»Da kommt jemand, der so aussieht, als schaue er nach uns aus«, sagte Bob leise, als ein kleiner, gedrungener Mann mit roter Nase auf sie zukam.

»Hallo«, sagte er. »Ihr seid sicher die drei Junior-Detektive aus Hollywood. Ich soll euch hier abholen.« Er blickte die Jungen aus kleinen, verschmitzten Augen an. »Wie Detektive seht ihr mir nicht gerade aus«, stellte er fest. »Ich dachte, ihr wärt älter.«

Bob spürte, wie Justus erstarrte. »Wir sollen bei einem Film mitwirken«, sagte er. »Wie kommen Sie darauf, wir seien Detektive?«

Der Mann zwinkerte vielsagend.

»Es gibt nicht viel, das mir entgeht«, sagte er grinsend. »Ich bin mit dem Wagen da. Euer Gepäck wird dann mit einem anderen Wagen abgeholt – für uns kommt mit dem Flugzeug noch ein Haufen Zeug aus Hollywood an, und alles zusammen wäre zu viel für mein Auto.«

Er drehte sich um und schritt durch den Ausgang zu einem alten Kombiwagen voran.

»So, 'rein mit euch«, sagte er. »Die Fahrt dauert eine gute halbe Stunde, und es sieht nach einem Unwetter aus.«

Bob sah zum Himmel auf. Obwohl die Sonne noch schien, zogen tief am Horizont von Westen her in rascher Folge schwarze Wolken auf. Ab und zu zuckte Wetterleuchten über den Wolkensaum hin. Es sah tatsächlich böse aus – nach Sturm und Gewitter.

Die Jungen stiegen hinten ein, der Mann setzte sich ans Lenkrad und ließ den Wagen an.

»Entschuldigen Sie, Mister –« begann Justus.

»Nennt mich einfach Sam«, sagte der Mann. »Alle nennen mich Sam.«

Gleichzeitig trat er aufs Gaspedal, und der Wagen schoß mit hoher Geschwindigkeit davon. Die Sonne war jetzt hinter einer Wolke verschwunden, und plötzlich war es fast dunkel.

»Bitte, Mr. Sam«, fragte Justus, »arbeiten Sie eigentlich auch Ihr die Filmgesellschaft?«

»Nicht ständig«, antwortete Sam, »aber ich hab' zugesagt, euch hier abzuholen. Da, seht nur, wie das Unwetter aufzieht. Das gibt die rechte Kulisse für einen Auftritt unseres Karussellgespensts. Heute nacht möchte ich lieber nicht draußen auf der Geisterinsel sein.«

Bob fühlte ein Prickeln sein Rückgrat entlangkriechen. Das Karussellgespenst! Die so gründlich studierten Zeitungsartikel hatten ihnen alles über das Gespenst mitgeteilt, das angeblich auf der Geisterinsel spukte. Der Sage nach war es der Geist der liebreizenden, aber halsstarrigen Sally Farrington, einer jungen Frau, die eines Abends vor nun fünfundzwanzig Jahren auf dem alten Karussell gefahren war.

Damals war plötzlich ein Sturm aufgekommen, und das Karussell war stehengeblieben. Alle anderen waren ausgestiegen, aber Sally Farrington weigerte sich, von ihrem hölzernen Pferd herunterzukommen. Die Legende berichtete, daß sie

gerufen habe, kein Sturm könne sie an der Weiterfahrt hindern.

Während der Karussellbesitzer sie noch zu überreden versuchte, zuckte ein Blitz aus dem Himmel herab und schlug in die eiserne Mittelachse des Karussells ein. Zum allgemeinen Entsetzen war Sally Farrington auf der Stelle tot.

Ihre letzten Worte waren gewesen: »Ich fürchte mich nicht vor Gewittern, ich fahre weiter, und wenn es das letzte ist, was ich im Leben tu!«

Alle waren sich einig, daß sie an ihrem tragischen Schicksal selbst schuld war. Aber niemand hätte sich träumen lassen, was dann geschah. Ein paar Wochen später, in einer stürmischen Nacht, als der Vergnügungspark geschlossen und leer war, sahen Leute vom Festland aus die Lichter des Karussells aufblinken, und der Wind trug die Karussellmusik zu ihnen herüber.

Mr. Wilbur, der Besitzer des Parks, war mit ein paar Männern im Boot hinübergefahren, um die Sache zu untersuchen. Als sie sich der Insel näherten, sahen sie das Karussell kreisen und darauf eine weißgekleidete Gestalt, die sich an eines der bemalten Holzpferde klammerte.

Dann ging urplötzlich das Licht aus, und die Musik brach ab. Als die Männer wenige Minuten später hinkamen, fanden sie den Park völlig menschenleer vor. Auf der Erde neben dem Karussell fanden sie jedoch ein durchnäßtes Taschentuch, zart und fein und mit den Initialen »S.F.« bestickt. Es war leicht festzustellen, daß das Tuch einmal Sally Farrington gehört hatte.

Da breitete sich eine Welle abergläubischer Furcht unter der Stadtbevölkerung aus. Man munkelte, Sally Farringtons Geist sei erschienen, um die unterbrochene Karussellrunde zu Ende zu führen. Bald hieß es allenthalben, im Vergnügungspark gehe ein Gespenst um. Viele Leute gingen nicht mehr hin, und im folgenden Jahr wurde er gar nicht mehr eröffnet. Die Achterbahn, das Riesenrad und das Karussell –

alles verkam und vermoderte im Lauf der Jahre vollkommen. Doch die Legende von Sally Farringtons Geist hielt sich weiter. Fischer behaupteten, das Gespenst gesehen zu haben, wie es auf der Insel umherirrte, besonders in stürmischen Nächten. In den letzten Jahren war es ein dutzendmal gesehen worden, manchmal auch von zwei oder mehr Personen gleichzeitig. Der Volksglaube sah Sally Farrington zum ruhelosen Spuk auf der Insel verdammt, stets in der Erwartung, ihren todbringenden Ritt auf dem Karussellpferd zu vollenden. Und da sich das Karussell nun nicht mehr drehte, würde sie bis in alle Ewigkeit warten . . .

Die Geisterinsel war daher seit Jahren öde und verlassen. Da der Vergnügungspark geschlossen blieb, gab es keinen Anlaß mehr, hinüberzufahren, höchstens vielleicht einmal zu einem Picknick im Sommer. Doch auch das kam nur ganz selten vor; die Insel war zu sehr in Verruf geraten.

»Ich hab' gehört«, rief Sam zu den drei Jungen nach hinten, »daß die Filmleute das alte Karussell wieder in Betrieb setzen wollen. Darüber wird Sallys Geist sicher entzückt sein. Vielleicht kann sie ihre Fahrt endlich fortsetzen, wenn das Ding wieder läuft!«

Er lachte spöttisch. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder dem Wagen zu, denn gerade erfaßte ihn der erste Windstoß, der dem herannahenden Sturm vorausging.



*Die Worte dieses Sam, »Es gibt nicht viel, das mir entgeht«, könnten zu denken geben. Hoffentlich entgeht den drei ??? nicht, daß Fremden, die offenbar allzu gut unterrichtet sind, nicht unbedingt zu trauen ist . . .*

Sie fuhren durch eine Gegend, die wie ödes Marschland anmutete. Nach einer halben Stunde kamen sie zu einer Gabe-

lung. Die Hauptstraße bog nach links ab, und im Scheinwerferlicht konnten die Jungen ein Schild erkennen, das in diese Richtung zeigte: »Fishingport 2 Meilen«. Zu ihrer Überraschung lenkte Sam den Wagen in die unbeschilderte Abzweigung nach rechts, die bald darauf nur noch aus zwei Fahrspuren im Sand bestand.,

»Auf dem Schild stand, daß es nach Fishingport in die andere Richtung geht«, meldete sich Peter. »Wieso fahren wir dann hier weiter, Mr. Sam?«

»Muß sein«, sagte Sam über seine Schulter weg. »Da hat's was gegeben. Mr. Shaw möchte, daß ihr noch heute abend zur Insel 'rauskommt und nicht erst zu Mrs. Barton in die Stadt fahrt.«

»Ach, so ist das«, meinte Peter etwas ratlos. Sie fragten sich alle, was es wohl gegeben haben mochte. War etwas Schlimmes passiert?

Als sie einige Zeit die Sandstraße entlanggeholpert waren, hielt der Wagen an. Die Scheinwerfer erleuchteten eine halbverfallene Anlegestelle. Ein kleines, ziemlich schäbiges Fischerboot war dort festgemacht.

»Raus mit euch, ihr Burschen!« rief Sam. »Nicht so lahm! Gleich bricht der Sturm los.«

Sie stiegen aus dem Wagen, ein wenig überrascht, daß die Filmgesellschaft nicht über bessere Transportmittel verfügte. Aber es war wohl Sams eigenes Boot.

»Kommt unser Gepäck denn nach?« fragte Justus, als Sam zu ihnen trat.

»Für euer Gepäck ist bestens gesorgt, mein Junge«, sagte Sam. »Steigt jetzt ein. Wir müssen noch ein gutes Stück schaffen.«

Sie stiegen ins Boot. Sam beugte sich über den Motor. Er bediente einen Schalter, und bald tuckerten sie über die kabbelige See. Die drei Jungen mußten sich krampfhaft festhalten, so schlängerte und tanzte das kleine Boot.

Dann kam der Regen. Erst war es feiner, dichter Sprühregen,

mit winzigen Hagelkörnern vermischt. Später prasselte es wie aus Kübeln. Die Jungen, unter einer dünnen Segeltuchplane zusammengekauert, waren bald völlig durchnässt.

»Wir brauchen Regenmäntel!« brüllte Peter zu Sam hinüber.

»Sonst sind wir die ersten Menschen, die über Wasser ertrinken!«

Sam nickte und zurrte das Steuer fest. Er stampfte zu einem Einbaufach und zog vier gelbe Plastikumhänge mit Kapuze heraus. Einen warf er selbst über, die anderen gab er an die Jungen weiter.

»Zieht euch die über«, schrie er. »Die hab' ich immer hier, falls mal jemand zum Fischen mitfahren will.«

Justs Umhang war zum Zuknöpfen zu eng, und der von Bob war viel zu lang. Aber sie hielten wenigstens den Regen ab.

Sam kauerte sich wieder ans Steuer. Jetzt grollte der Donner aus allen Himmelsrichtungen. Das kleine Boot schaukelte gefährlich auf den hohen Wellen, und die Jungen fürchteten, es könne jeden Augenblick kentern.

Eine lange Zeit schien ihnen verstrichen zu sein, als endlich im aufzuckenden Schein der Blitze Land in Sicht kam. Sie sahen weder Anlegeplatz noch Landungsbrücke, und sie waren überrascht, als Sam mit dem Boot eine flache, ins Wasser hinausragende Felsplatte ansteuerte.

»Springt an Land, ihr drei!« schrie er. »Los, los!«

Verwirrt sprangen die drei ??? vom Boot zum Felsen hinüber.

»Kommen Sie nicht mit, Mr. Sam?« rief Justus, als das Boot wieder abtrieb.

»Geht nicht«, brüllte Sam zurück. »Immer dem Fußpfad nach, dann kommt ihr zum Lager. Es kann nichts schiefgehen.«

Er ließ den Motor aufheulen. Im nächsten Augenblick war das Boot in der stürmischen Nacht verschwunden.

Geduckt gingen die Jungen gegen den prasselnden Regen an.

»Wir müssen schnellstens diesen Pfad finden!« rief Peter. Justus nickte.

Da hörte Bob einen sonderbaren Laut, wie das heisere Schnaufen eines mächtigen Untiers.

»Huuuuu-uisch!« klang es. »Huuuuu-uisch!«

»Was ist das denn?« schrie Bob. »Hört mal!«

»Irgendwas hier auf der Insel«, antwortete Justus. »Paßt mal auf, ob wies nicht sehen können, wenn der nächste Blitz kommt.«

Alle drei starrten landeinwärts. Da zuckte ein heftiger Blitz hernieder. Im grellen Licht konnten sie erkennen, daß sie sich auf einer ziemlich kleinen Insel befanden – für die Geisterinsel war sie eindeutig zu klein!

Sie bestand ganz aus Felsen, aus denen sich in der Mitte ein Hügel mit ein paar verkrüppelten Bäumen erhob. Es gab keinen Fußpfad und kein Lager. Und gerade ehe sich der Himmel wieder verdunkelte, sahen sie eine Wasserfontäne mitten aus dem Hügel emporschießen. Wie ein zischender Geysir stieg sie in die Höhe, und gleichzeitig hörten die Jungen wieder das »Huuuuu-uisch!«.

»Eine Naturfontäne!« rief Justus. »Sie muß direkt aus dem Fels kommen. Wir sind gar nicht auf der Geisterinsel! Wir sind auf der *Hand*!«

Voll Entsetzen blickten sich die Jungen an.

Aus einem ihnen noch unbekannten Grund hatte Sam sie auf der »Hand« ausgesetzt bei Nacht und Gewitter. Und es war unmöglich, wegzukommen oder Hilfe herbeizurufen!

## Das Gespenst tritt auf

Justus, Bob und Peter kauerten unter einem überhängenden Felsen. Hier war es zwar nicht ganz trocken, aber einen gewissen Schutz vor Wind und Regen bot er doch. In den letzten Minuten waren sie genug auf der kleinen Insel herumgeirrt, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß dies wirklich die »Hand« war und daß es dort weder Menschen noch ein Boot gab.

Sie hatten sich die merkwürdige Naturfontäne, die mitten aus einer flachen Stelle auf dem felsigen Hügel empor schoß, genau angesehen. Justus, dessen wissenschaftlicher Forschungsdrang durch keinerlei Begleitumstände lahzmitlegen war, erklärte, hier müsse eine Spalte im Fels sein, die unterirdisch tief in die Insel hineinreichte. Die sturmgepeitschten Wellen preßten von unten Wasser hinein, das dann aus dem Loch emporzischte.

Sie hatten sich jedoch nicht länger mit der Erforschung der Fontäne aufgehalten. Sie mußten einen geschützten Unterschlupf finden. Nach weiterem Umherstolpern hatten sie die Felshöhle entdeckt, in deren Schutz sie sich jetzt befanden.

»Sam hat uns hier regelrecht ausgesetzt!« sagte Peter voll Entrüstung und wischte sich den Regen aus dem Gesicht.

»Interessieren würde mich, warum er das getan hat!«

»Vielleicht hat er sich geirrt und dachte, das sei tatsächlich die Geisterinsel!« meinte Bob.

»Nein.« Justus schüttelte den Kopf. »Er hat uns vorsätzlich hierher gebracht. Ich gestehe, daß mir der Grund völlig schleierhaft ist. Und ebenso schleierhaft ist mir, wie er wissen konnte, daß wir Detektive sind. Hier ist irgend etwas im Gange, das mir nicht behagt.«

»Das kann man wohl sagen«, brummte Peter. »Ich hoffe nur, wir verhungern nicht hier, ehe uns jemand entdeckt!«

»Morgen früh finden sie uns«, sagte Justus. »Irgendein Fischerboot wird uns bemerken. Die Nacht müssen wir eben überstehen.«

»Aber in diesem Teil der Bucht sind keine Fischerboote unterwegs«, warf Bob besorgt ein. »Wißt ihr nicht mehr, was wir in den Zeitungsartikeln gelesen haben? Die Austern hier in der Gegend sind von einem winzigen roten Schädling befallen. Alle Fischerboote sind nach Melville 'runtergezogen, zum Südende, wo sich die Austern noch unbedenklich verspeisen lassen. Fishingport ist als Stadt praktisch tot wegen dieser Austernkrankheit.«

»Irgend jemand wird uns schon finden«, beharrte Justus. »Wenn bekannt wird, daß wir verschwunden sind, wird eine Suche organisiert. Und wenigstens haben wir die Fontäne in Aktion gesehen.«

Viel mehr gab es eigentlich nicht zu sagen. Zum Glück war es auf der Insel nicht sehr kalt, und der Sturm schien allmählich nachzulassen. Sie konnten nur eines tun – den Morgen abwarten. Als sie sich das klargemacht hatten, ließ ihre Spannung nach. Bald war es soweit, daß sie hin und wieder einnickten.

Plötzlich schreckte Peter auf. Er brauchte ein paar Sekunden, bis er wieder wußte, wo er sich befand und was geschehen war. Dann merkte er, daß der Sturm sich gelegt hatte. Die Sterne waren klar zu sehen, und draußen auf dem Wasser, vielleicht hundert Meter entfernt, blinkte ein Licht.

Peter sprang auf und fing laut zu rufen an. Im nächsten Augenblick waren Bob und Justus hellwach und rappelten sich hoch.

Das Licht schien jetzt in ihre Richtung, wie ein tastender Finger auf der Suche nach ihrem Standort. Peter riß sich den gelben Regenumhang vom Leib und schwenkte ihn wild durch die Luft.

»Hier, hier!« schrie er.

Der Lichtstrahl traf den vom Wind geblähten Umhang und

verharrte in dieser Stellung. Wer das draußen auch sein möchte – man hatte sie gesehen!

Nun richtete sich der helle Strahl nach oben und erleuchtete das Segel eines kleinen Bootes. Dann flackerte er am Ufer entlang und machte bei einem schmalen, flachen Strandstück halt. An dieser Stelle verharrte er wieder und tanzte mit den Bewegungen des Bootes auf und nieder.

»Dort will er anlegen«, sagte Peter. »Wir sollen dort hinkommen!«

»Zum Glück geben die Sterne jetzt etwas Licht«, bemerkte Justus. »Aber trotzdem werden wir uns vorsichtig vortasten müssen.«

»Seht mal!« rief da Bob. »Er versucht, uns zu helfen.«

Der Scheinwerfer zuckte nun zwischen den Jungen und dem Ufer am Boden entlang und zeigte ihnen mit regelmäßigm kurzem Aufblitzen den Weg.

Sie spurteten los, so gut es ging. Doch es ließ sich nicht vermeiden, daß jeder einmal hinfiel und Peter sich dabei das Knie aufschürzte. Als sie endlich das Ufer erreichten, war dort ein kleines Segelboot auf den Sand gezogen, das Segel eingeholt. Ein Junge in Windjacke und bis zum Knie aufgekrempelter Hose stand auf dem sandigen Strand.

Er beleuchtete kurz mit seiner Lampe die Gesichter der drei, dann wandte er den Strahl gegen sich selbst. Die Jungen sahen ein sonnengebräuntes, fröhliches Gesicht und darüber dunkle Locken. Lustige schwarze Augen funkelten sie an.

»Ahoi!« sagte eine Stimme mit fremdländischem Akzent.

»Ihr seid diese drei Detektive, ja?«

Es schien, als wisse hier alle Welt, wer sie waren.

»Wir sind die drei Detektive«, bestätigte Justus. »Ein Glück für uns, daß du uns entdeckt hast.«

»Ich habe schon gewußt, wo ich euch suchen mußte«, sagte der Junge. Er war fast so groß wie Peter, aber magerer, obwohl er an Brust und Armen kräftige Muskeln hatte. »Ich bin Christos Markos, aber sagt nur Chris zu mir, ja?«

»Schön, Chris«, sagte Peter. Der fröhliche Bursche mit seinem Lächeln, der da zu ihrer Rettung erschienen war, gefiel ihnen auf den ersten Blick. »Wie konntest du wissen, wo wir zu finden sind?«

»Lange Geschichte«, meinte Chris dazu. »Steigt in mein Boot, dann wir segeln zur Stadt. Die Filmleute sind ganz aufgeregt. Wenn sie euch sehen, geht es wieder besser.«

»Gehörst du nicht zu der Filmgesellschaft?« fragte Bob, als sie in das winzige Boot stiegen.

»Nein, ich nicht«, sagte Chris, während er das Boot anschob und hinterherwatete. Er stieg ins Heck und setzte sich an die Ruderpinne. Bald hatte die Brise das kleine Segel gebläht, und das Boot glitt, schnittig durchs Wasser. In der Ferne konnten die Jungen die Lichter der kleinen Stadt Fishingport ausmachen.

Als das Boot gute Fahrt machte, erzählte Chris Markos von sich. Er war an der Mittelmeerküste in Griechenland aufgewachsen, wo er mit seinem Vater, einem Schwammfischer, zu Hause war. Seine Mutter war nicht mehr am Leben. Die griechischen Schwammfischer tauchen sehr tief, um Schwämme vom Meeresboden zu sammeln, und sie benutzen dabei kein Tauchgerät bis auf einen schweren Stein, der sie rasch in die Tiefe sinken lässt.

Chris' Vater, einer der wagemutigsten Taucher, hatte eines Tages die Druckfallkrankheit bekommen, die jeder Taucher fürchtet.

Es blieben Gesundheitsschäden zurück, er konnte nicht mehr tauchen. Aber ein Vetter, der als Austernfischer in Fishingport lebte, hatte ihm und Chris Geld geschickt, damit sie nach Amerika kommen konnten.

»Ein paar Jahre lang geht es gut mit dem Fischen«, erzählte Chris. »Dann werden Austern krank. Kleine rote Käfer sitzen innen. Mit Austernfischen hier in der Gegend ist Schluss. Mein Onkel muß sein Boot verkaufen. Er geht nach New York und arbeitet in einem Restaurant. Aber mein Vater

kann nicht, es geht ihm nicht gut. Und der Kummer macht es immer schlimmer. Jetzt ist er im Bett fast die ganze Zeit. Ich versuche für ihn zu sorgen, aber es ist für mich schwierig, zu bekommen Arbeit. Da höre ich, Filmgesellschaft kommt in die Stadt, vielleicht sie brauchen einen Taucher. Ich bin ein guter Taucher. Als ich ein kleiner Junge war, habe ich angefangen mit Üben, um Schwammfischer zu sein wie mein Vater. Aber die Filmleute, die sagen nein. Sie mögen mich nicht. Alle sind mißtrauisch, weil ich bin Ausländer. Aber das ändert sich vielleicht bald, und ich habe Glück.«

Sie segelten jetzt recht zügig dahin. Die Jungen hörten das Geräusch der sich brechenden Wellen, und zur Linken sahen sie sprühende Gischt.

»Wo sind wir jetzt?« fragte Peter. »Wie findest du den Weg, wenn du nicht sehen kannst, was vor dir liegt? Du könntest ja gegen einen der Felsen krachen!«

»Ich merke mit den Ohren«, sagte Chris vergnügt. »Ich höre, wie sich die Wellen brechen, und ich weiß, da vorne sind Riffe. Manche Leute nennen sie *die Knochen*. Weiter vorn, da links, liegt die Geisterinsel.«

Die Jungen spähten vereint in die Ferne, um vielleicht die Geisterinsel zu erkennen. Ihre Geschichte kannten sie schon auswendig, so oft hatten sie die Zeitungen gelesen, die sie von Alfred Hitchcock bekommen hatten.

Die Geisterinsel war im Jahre 1565 von einem englischen Seefahrer, Kapitän White, entdeckt worden. Er hatte die Insel kurz erkundet und herausgefunden, daß sie von Indianerstämmen auf dem Festland als geheiligte Begräbnisstätte benutzt wurde. Da die Indianer keine sehr tiefen Gräber auszuheben pflegten, hatte man dort viele Skelette gefunden. Kapitän Whites abergläubische Mannschaft nannte das unheimliche Eiland darum »Geisterinsel«. Danach hatten die Seefahrer noch die »Hand« aufgesucht, die sie nach den handartig angeordneten Riffen so tauften. Und dann war Kapitän White wieder davongesegelt.

In den folgenden Jahren hatten Piraten die ganze südöstliche Küste unsicher gemacht. Sie hatten sich auf der Insel ihr Winterquartier eingerichtet und kamen zum Festland herüber, um ihr Gold unter die Leute zu bringen. Auch der legendäre Blackbeard hatte einen Winter dort zugebracht.

Doch mit der Zeit begann die britische Verwaltung scharf gegen die Piraten einzuschreiten. Im Jahre 1717, nach Blackbeards Tod, war in der Gegend nur noch ein einziger Freibeuter übriggeblieben – der berüchtigte Kapitän One-Ear, so genannt nach dem Verlust eines Ohres in einem Scharmützel. Eines Nachts hatten britische Truppen einen Überraschungsangriff gegen seinen Schlupfwinkel auf der Geisterinsel gestartet.

Seine Mannschaft wurde hingemetzelt; der Kapitän selbst war jedoch mit seinen Schatztruhen in einem Beiboot entkommen. Der britische Kommandant, dem der Besitz des Goldes ebenso sehr am Herzen lag wie das Ausrotten der Seeräuber, nahm die Verfolgung auf.

Kapitän One-Ear, der keinen Fluchtweg mehr sah, stellte sich auf der »Hand« zum letzten Gefecht. Dabei fielen seine letzten Männer im Kampf, und er selbst wurde schwer verwundet gefangengenommen. Die Kisten jedoch, worauf es die Briten vor allem abgesehen hatten, erwiesen sich als leer. Der Schatz war verschwunden. Die »Hand« war zu felsig, als daß die Piraten das Gold dort hätten vergraben können, und ein anderes Versteck entdeckten die Briten nicht. Auf alle Fragen gab Kapitän One-Ear nur hohnlachend zur Antwort: »Meine Golddublonen hat Gott Neptun in seinem Griff, und er wird sie festhalten, bis er sie aus freien Stücken zurückgibt. Und das wird dauern bis zum Weltuntergang!«

Auch als er zum Galgen geführt wurde, verriet er nichts, und der britische Kommandant sah sich um seinen erhofften Lohn betrogen. Allem Anschein nach hatte Kapitän One-Ear seine kostbare Beute ins Meer geworfen, um seinen Verfolgern ein Schnippchen zu schlagen. Jetzt waren die Schätze

über den Meeresgrund verstreut, und niemand würde sie je wieder bergen können.



*Die blumige Ausdrucksweise des einohrigen Piraten mutet ja etwas rätselhaft an. Im Griff haben und festhalten – das kann man sich bei Neptuns Dreizack vorstellen. Doch festhalten, was weithin verstreut ist? Nun, der Schatz war verloren, und der Kapitän hatte nur noch sein Leben zu verlieren. Soll man da letzte Worte auf die Goldwaage legen?*

Die Jungen spähten ins Dunkel in der Hoffnung, die Küstenlinie der sagenumwobenen Geisterinsel zu entdecken. Doch es war zu finster, um etwas erkennen zu können.

»Du mußt viel auf dem Wasser hier herumkommen«, meinte Justus zu Chris, »wenn du dich nach dem Gehör orientieren kannst.«

»O ja!« bestätigte Chris. »Ich segle hier überall. Manchmal tauche ich auch. Ich suche Gold – ihr wißt, das Gold, das verstreut ist auf dem Grund der Bucht.«

»Ja, das wissen wir«, sagte Bob. »Im Lauf der Jahre hat man hier immerhin ein paar Dublonen gefunden. Wohl aus dem Schatz, den Kapitän One-Ear über Bord geworfen hat.«

»Hast du schon mal was gefunden?« wollte Peter wissen. Chris zögerte. Dann sagte er: »Ja, ich habe etwas gefunden. Nicht groß. Aber – etwas.«

»Und wie hast du's gefunden, Chris?« wollte Justus wissen.

»Es war erst letzte Woche«, berichtete Chris. »Nur kleines Etwas, aber wer weiß, vielleicht finde ich mehr. Wo es war, kann ich euch nicht sagen. Ein Geheimnis, das einer kennt, ist ein Geheimnis – ein Geheimnis, das zwei kennen, ist nicht mehr ein Geheimnis. Und ein Geheimnis, das drei kennen, ist hinausgerufen in die Welt. Das ist ein altes Sprichwort. Duckt euch jetzt, wir wollen halsen.«

Sie zogen die Köpfe ein. Das Segel schwenkte von einer Seite zur anderen herum. Das Boot krängte und ging dann auf neuen Kurs, geradewegs auf die Lichter von Fishingport zu.

»Die Geisterinsel liegt genau hinter uns jetzt«, sagte Chris.  
»Aber wir wollen in die Stadt.«

Wieder spähten die Jungen in die Nacht hinaus, um die Insel zu sehen. Da zog Bob scharf die Luft ein.

»Seht mal!« rief er. »Lichter!«

In der Dunkelheit waren plötzlich Lichter aufgetaucht. Sie waren ringförmig angeordnet, wie die Beleuchtung eines Karussells. Und Musik – Karussellmusik! – tönte übers Wasser! Erst langsam, dann schneller und schneller begann sich der Lichterkranz zu drehen. Kurz darauf erschien eine helle Gestalt, die sich zwischen den Karussellpferden bewegte.

»Das Karussellgespenst!« rief Peter. »Das muß es sein – es ist ein Mädchen im weißen Kleid!«

»Chris, wende das Boot!« bat Justus. »Das müssen wir untersuchen.«

»Ohne mich!« entfuhr es Chris. »Das ist das Gespenst wirklich. Sie ist zurückgekommen, um ihre Runde nun zu fahren. Die Filmleute haben das Karussell repariert. Wir müssen hier weg. Wenn ich nur Motor hätte, dann wären wir schneller!«

Er hielt weiterhin Kurs auf Fishingport. Bob und Peter waren eher froh darüber, aber Justus war die Enttäuschung anzumerken. Zu gern hätte er mal ein echtes Gespenst aus der Nähe gesehen.

Hinter ihnen drehte sich das Karussell weiter, ein Lichtkreisel in der Finsternis. Sally Farrington wollte ihre letzte Runde drehen, fünfundzwanzig Jahre nach ihrem Tod! Bob erschauerte beim bloßen Gedanken an diese Vorstellung. Da hörte die Musik unvermittelt auf. Die Lichter erloschen, das Karussell und die weiße Gestalt waren verschwunden. Aus irgendeinem Grund hatte Sally Farrington ihre letzte Fahrt doch nicht beenden können. Justus gab einen enttäuschten Seufzer von sich.

Eine halbe Stunde später waren sie in Mrs. Bartons Gästehaus in Fishingport sicher untergekommen, und ihre Wirtin verbreitete durchs Telefon die Nachricht vom Auffinden der Jungen. Sie verordnete Peter, Bob und Justus ein heißes Bad und schickte die drei dann sofort ins Bett.

Die Jungen genossen es. Aber kurz vorm Einschlafen murmelte Justus vernehmlich: »Wäre ich nur näher an das Gespenst rangekommen!«

»Dieser Wunsch«, erwiderte Peter schlaftrunken, »deckt sich in keiner Weise mit den Vorstellungen deiner Detektiv-Kollegen!«

## Endlich auf der Geisterinsel

Als Bob erwachte, sah er zu seiner Überraschung eine schräge Zimmerdecke mit gestreifter Tapete über sich. Dann fiel ihm alles wieder ein. Er war nicht zu Hause. Er war dreitausend Meilen weit weg von Rocky Beach, in einem Städtchen namens Fishingport am Atlantik. Er setzte sich auf und sah sich um. Er befand sich im oberen Teil eines doppelstöckigen Betts. Unter ihm lag Peter in tiefem Schlaf. In einem Bett daneben schlief Justus Jonas.

Bob legte sich wieder zurück und dachte über die sonderbaren Erlebnisse des vergangenen Abends nach.

Da kloppte es an der Tür. »Guten Morgen!« Das war Mrs. Barton, die beliebte, gut aufgelegte Wirtin. »Das Frühstück ist fertig, und Mr. Shaw ist da. Seid in fünf Minuten unten, sonst scheuchen wir euch 'raus!«

»Wir kommen!« Bob sprang auf den Fußboden hinunter. Auch Peter und Justus, von der Unterhaltung wachgeworden, waren rasch gewaschen und angezogen, und alle drei liefen die Treppe hinunter. In einem leuchtend gelben, mit vielerlei Schiffszubehör ausgeschmückten Eßzimmer wartete der Frühstückstisch. Zwei Männer saßen schon beim Kaffee und unterhielten sich leise.

Peters Vater, ein großer, kräftig gebauter Mann, sprang auf, als die Jungen eintraten. »Peter!« rief er und legte den Arm um seinen Sohn. Dann schüttelte er Bob und Justus die Hand. »Ich war vielleicht froh, als ich gestern nacht erfuhr, daß ihr gefunden und in Sicherheit seid. Aber da wart ihr schon im Bett, also fuhr ich rasch wieder zur Geisterinsel 'über. Augenblicklich dürfen wir unsere Ausrüstung und unsere Vorräte nicht eine Minute aus den Augen lassen. Aber davon reden wir später. Erst möchte ich nun eure Geschichte hören.«

Während die drei ??? frühstückten, berichteten sie abwechselnd von den Ereignissen des vergangenen Abends. Der andere Mann, der sich als Polizeichef Nostigon vorgestellt hatte, nickte zu dem Bericht und paffte an seiner Stummelpfeife. Als die Jungen zu der Episode mit dem Mann namens Sam kamen, wandte sich Mr. Shaw an den Polizeichef,

»Ein gewisser Sam?« fragte er. »Wissen Sie, wer das sein könnte?«

»Hört sich nach Sam Robinson an«, sagte der Kommissar mit einer Spur Ingrimm in der Stimme. »Kenne ihn gut. War ein paarmal im Gefängnis. Für Geld tut der alles, und besonders gern spielt er den Leuten einen Streich. Kann sein, daß er gestern abend einen seiner übeln Scherze im Sinn hatte. Ich denke, ich werde ihm mal ein paar Fragen stellen.«

»Das war kein Scherz!« fuhr Mr. Shaw auf. »Dem Kerl werde ich selber einige Fragen stellen. Erstens, woher er wußte, daß die Jungen hierher kommen sollten. Zweitens, wieso er wußte, daß sie Amateur-Detektive sind. Und drittens, warum er sie auf dieser Insel aussetzte. Zum Donnerwetter, wir hätten sie vielleicht erst heute oder morgen gefunden, wenn dieser Chris sie nicht gerettet hätte!«

»Das stimmt«, bestätigte der Kommissar. »Als wir erfuhren, daß ihr Burschen aus dem Flugzeug gestiegen wart und euch sodann in Luft aufgelöst hattet, suchten wir auf dem Festland nach euch. Im Umkreis von vielen Meilen hielten wir Autos an und fragten.«

»Eines würde mich interessieren«, sagte Mr. Shaw, »wie hat dieser Chris es angestellt, daß er euch so leicht fand? Was hat er denn dazu gesagt?«

Da mußten die drei Jungen gestehen, daß sie ganz vergessen hatten, danach zu fragen. Sie hatten zwar später daran gedacht, aber dann hatten sie das Karussell und die geisterhafte Frauengestalt darauf entdeckt, und in der Aufregung war alles andere in Vergessenheit geraten.

»Ihr habt ein Gespenst gesehen?« rief Mr. Shaw. »Das ist

doch ausgeschlossen. Das ist doch nichts anderes als ein örtlicher Aberglaube!«

»Nun mal langsam«, sagte Kommissar Nostigon. »Die Leute hier glauben ganz schön hartnäckig an dieses Gespenst. In den letzten Jahren haben es Fischer immer wieder in Sturmächten draußen auf der Geisterinsel gesehen. Auf die Insel wagt sich jetzt kaum mehr jemand. Und wohlgemerkt: daß das Phantom gestern nacht Karussell fuhr, ist schon stadtbekannt. Viele hörten die Musik und holten ihre Ferngläser und konnten eine weiße Gestalt erkennen, genau wie sie die Jungen hier beschrieben haben. Ich will nicht behaupten, daß ich an Gespenster glaube, aber Sie werden hier in der Gegend keinen einzigen Menschen finden, der nicht fest glaubt, daß der Geist der armen Sally Farrington gestern nacht Karussell gefahren ist.«

Peters Vater schüttelte den Kopf. »Diese ganze Sache ist wie verhext! Ich möchte wetten, heute kommt nicht einer von unseren Helfern zur Arbeit.«

»Und morgen womöglich auch nicht«, ergänzte der Kommissar. »Schön, Mr. Shaw, ich werde mir Sam Robinson mal vornehmen und ihn befragen. Aber wir wissen immer noch nicht, wieso ausgerechnet Chris die Jungen gestern nacht gefunden hat.«

»Es erscheint mir etwas verdächtig, wenn Sie mich fragen«, sagte Mr. Shaw. »Der Bursche hat mir wegen eines Jobs für sich schon die ganze Zeit in den Ohren gelegen, aber er hat hier am Ort keinen guten Ruf. Viele sagen, er sei ein gerissener kleiner Dieb. Mich würde es nicht wundern, wenn er bei all dem Ärger, den wir nun dauernd haben, die Finger drin hätte.«

»Wie ein Dieb ist uns Chris aber nicht vorgekommen, Papa«, warf Peter ein. »Er scheint ganz in Ordnung zu sein. Er hat einen kranken Vater zu versorgen, und er segelt in der Gegend herum und sucht angeschwemmte Schätze, aber das sagt schließlich nichts gegen ihn.«

»Der Junge ist schon recht«, bestätigte Kommissar Nostigon. »Ich weiß, daß Chris nicht gut angesehen ist, aber er ist eben Ausländer, und die meisten Leute hier in der Stadt sind in dieser Beziehung ziemlich eigen. Sie sind nur allzu leicht bereit, einem Ausländer alle möglichen. Missetaten anzuhängen.«

»Auf alle Fälle erscheint er mir nicht ganz astrein«, erklärte Mr. Shaw. »Wenn ich es mir so überlege, könnte es ohne weiteres ein Junge sein, der uns unsere Sachen klaut. Vielleicht hofft er, das Zeug verkaufen zu können und damit seinem Vater zu helfen.«

Er stand auf. »Na gut, Jungen, gehen wir los. Mr. Denton erwartet uns schon auf der Insel. Kommissar, wir sehen uns später. Inzwischen werden Sie hoffentlich diesen Sam finden und hinter Schloß und Riegel bringen.«

Wenige Minuten später saßen Justus, Peter und Bob in einem schnellen Motorboot mit Kurs auf die Geisterinsel. Sie hätten sich recht gern noch ein wenig in Fishingport umgeschaut, aber dazu war keine Zeit mehr. Sie sahen viele Docks und Piers, aber nur wenige Boote – die meisten Fischer waren ja zum Südende gezogen, wo der Austernfang noch als unbedenklich freigegeben war. Alles in allem wirkte Fishingport wie ein kleines und recht armseliges Fischerdorf.

Als das schnittige Boot jetzt übers Wasser dahinschoß, wandten die Jungen ihre Aufmerksamkeit der Insel vor sich zu. Sie war etwa eine Meile lang und dicht bewaldet; am nördlichen Ende erhob sich eine kleine Anhöhe. Über den kurzen Wasserweg zur Insel hatten einst Boote ganze Scharen von fröhlichen Rummelplatzbesuchern befördert, aber diese Zeiten waren längst vorbei.

Sie legten an einer alten Pier am Südende der Geisterinsel an, und Peter vertäute flink das Boot. Es lag noch ein anderes Motorboot hier, breit gebaut und mit einer Art Leiterausstieg an der Seite – eine Konstruktion, wie sie von Tauchern bevorzugt wird.

Mr. Shaw führte die Jungen einen säuberlich angelegten Pfad entlang. Bald erreichten sie eine Lichtung, wo zwei Wohnwagen standen und mehrere große Zelte im Militärstil aufgebaut waren.

»Da ist Mr. Denton«, sagte Peters Vater. »Er ist gestern aus Philadelphia zu einer Besprechung hergekommen und reist jetzt wieder ab.«

Ein junger Mann mit Hornbrille kam auf sie zu. Hinter ihm warteten drei andere Männer: der mit dem angegranten Haar war Harry Norris, der Regieassistent, wie die Jungen bald erfuhren; dann Jeff Morton, ein blonder junger Mann mit Bürstenschnitt, und schließlich Tom Farraday, der Wachmann, ein großer Kerl mit mächtigem Brustkasten, dessen linker Arm steif war. Er trug einen Revolver umgeschnallt.

»Das ist zur Zeit unser Lager«, erklärte Mr. Shaw. »Die Wohnwagen und die Gerätschaften haben wir auf einem Lastkahn herübergeschafft. Die Zelte reichen aus, bis die Darsteller mit dem übrigen Stab kommen. Dann brauchen wir noch mehr Wohnwagen.«

Er wies auf die anderen Männer und stellte sie kurz vor. Dann wandte er sich an den Regisseur, Roger Denton.

»Tut mir leid, daß ich etwas später komme, Mr. Denton«, sagte er. »Ich habe unterwegs haltgemacht und die Jungen abgeholt.«

»Schon gut«, sagte Roger Denton. Er wirkte ziemlich erregt.

»Harry Norris hat mir gerade von allem berichtet, was uns hier aufhält, und darüber bin ich gar nicht glücklich. Wenn sich herausstellt, daß Ihre Mannschaft die Achterbahn nicht binnen einer Woche wieder in Gang setzen kann, dann lassen wir das mit der Geisterinsel ganz fallen. Sie ist zwar als Schauplatz für unsere Filmszenen großartig, aber vielleicht kommt es uns billiger, wenn wir zu Hause in Kalifornien eine Achterbahn mieten und sie auf alt zurechtmachen. Die Landschaftsaufnahmen, die zu dem herrlich altertümlichen und schäbigen Eindruck beitragen, können wir ja hier machen.«

»Ich bin ganz sicher, daß wir es mit der Achterbahn schaffen«, meinte Mr. Shaw. »Ich habe im Ort Arbeit für Zimmerleute ausgeschrieben.«

»Ich bezweifle, daß Sie welche kriegen«, sagte Roger Denton voll Ingrimm. »Damit ist es vorbei, seit die ganze Stadt weiß, daß gestern nacht das Gespenst beim Karussellfahren gesehen wurde.«

»Dieses Gespenst!« rief Peters Vater. »Wenn ich das bloß begreifen könnte!«

Tom Farraday, der in einiger Entfernung stand, machte sich durch Räuspern bemerkbar.

»Es tut mir sehr leid, Mr. Shaw«, sagte er. »Ich meine – na ja, es ist leider so, daß ich selber der Geist war, den die Leute gestern nacht gesehen haben.«

## Ein Totenschädel spricht

»Das war nämlich so«, erklärte der Wachmann, während ihn alle anstarnten. »Gestern abend war ich hier allein auf Wache, als Sie alle zum Festland 'rüberfuhren, um die Jungen zu suchen. Als das Gewitter losbrach, ging ich zum Schutz in einen Wohnwagen. Nach dem Unwetter dachte ich, ich hätte ein Motorboot gehört und ging raus, um nachzusehen, ob nicht irgendein Dieb hier an Land gegangen war. Ich glaubte, ich hätte hinter dem Karussell eine dunkle Gestalt herumlungern gesehen. Als ich darauf zuging, sah ich jemand weglauen. Ich machte mir Sorgen – vielleicht hatte der Kerl am Motor rumgefummelt, wo Sie ihn doch gerade erst repariert hatten. Also schaltete ich die Beleuchtung ein und ließ den Motor laufen. Natürlich fing dabei auch die Musik zu spielen an, und das Karussell drehte sich. Ich ging ringsherum und überzeugte mich, daß nichts beschädigt war, und dann stellte ich das Ding ab.«

»Aber das Gespenst, Mann, das Gespenst!« rief Mr. Shaw. »Na ja, Sir –« Tom Farraday wirkte leicht verwirrt. »Ich hatte einen gelben Regenmantel um. Und aus der Ferne muß ich in dem gelben Mantel wahrscheinlich so ähnlich ausgesehen haben wie jemand in einem weißen Kleid, so daß die Leute dachten – na, Sie wissen ja.«

»Ach du liebe Güte!« stöhnte Peters Vater. »Tom, Sie müssen später zum Festland rübergehen und den Leuten dort genau berichten, wie es war.«

»Ja, Sir«, sagte der Wachmann.

»Als ob wir nicht schon genug Ärger hätten«, seufzte Mr. Shaw. »Nun, wir werden eben noch zwei Wachleute einstellen. Tom, besorgen Sie sich zwei zuverlässige Männer. Keine von diesen nichtsnutzigen Fischern, die nur so tun, als bewachten sie unsere Ausrüstung, und dann selber lange Finger

machen – nehmen Sie ehrliche Männer, die zu etwas taugen.«  
»Ist gut, Sir.«

»Die Idee, daß die Jungen im Geheimen ein bißchen für uns rumspionieren, hat jetzt keinen Sinn mehr«, sagte Mr. Shaw zu Roger Denton. »In der Stadt weiß anscheinend jeder, daß sie drei Detektive sind. Zum Beispiel dieser Sam Robinson, obwohl ich einfach nicht dahinterkomme, wie er das 'rausgekriegt hat.«

»Ich glaube, das kann ich Ihnen auch erklären, Sir«, meldete sich noch einmal Tom Farraday. »Als Sie und Mr. Denton nämlich die ganze Sache mit Alfred Hitchcock in Hollywood durchs Telefon diskutierten . . . tja, die meisten Telefone hier in der Stadt sind Gemeinschaftsanschlüsse, und manchmal können Dritte mithören. Sie wissen ja, wie es in Kleinstädten ist. Die Leute schnüffeln. Es hatte sich wahrscheinlich schon im ganzen Ort herumgesprochen, ehe Sie auflegten.«

Mr. Shaw stöhnte. »Und damit müssen wir uns nun herumschlagen!« sagte er. »Ich werde froh sein, wenn es wieder nach Hollywood geht. Diese Idee mit der Geisterinsel bringt uns ja nichts als Ärger.«

»Wir könnten hier ein paar wunderschöne Einstellungen drehen«, sagte Roger Denton, »wenn Sie die Achterbahn in Gang setzen können. So, aber jetzt muß ich zurück aufs Festland und weiter nach Philadelphia. Jeff, würden Sie mich 'überfahren?«

»Aber sicher, Mr. Denton«, sagte der jüngere Mann, und sie gingen zur Pier. Mr. Shaw wandte sich an die Jungen. »Ich könnte euch ja alles zeigen, solange Jeff weg ist«, sagte er. »Sobald er zurückkommt, wird er dann feststellen wollen, wie gut ihr drei tauchen könnt.«

»Fein, Daddy!« sagte Peter.

Nach wenigen Schritten kamen sie zu einem baufälligen Zaun. Sie überstiegen ihn und befanden sich in dem verlassenen Vergnügungspark. Der Platz sah wirklich unwirtlich aus. Die Erfrischungsstände waren halb in sich zusammengefal-

len, die Vergnügungs-Rennbahnen verrostet und streckenweise eingebrochen. Das Riesenrad hatte ein Sturm umgestürzt, und seine Teile lagen am Boden verstreut. Eine altmordische Achterbahn stand noch aufrecht da, aber ein paar Balken des Fundaments hatten sich schon aus der Verankerung gelöst.

Doch am meisten interessierten sich, die Jungen für das mächtige alte Karussell. Sogar am helllichten Tag wirkte es unheimlich. Überall blätterte die Farbe ab, und wo Mr. Shaws Männer repariert hatten, sah man das blanke heue Holz.

Mr. Shaw erzählte den Jungen, wie es in dem Film erscheinen sollte. »Der Film handelt von einem Mann, der zu Unrecht eines Verbrechens bezichtigt wird und selbst den wahren Täter zu finden versucht. Daher auch der Titel: ›Gejagt bis ans Ende der Welt‹. Der Verbrecher versteckt sich zum Schluß hier auf der Geisterinsel. Ein paar junge Leute rudern zum Picknicken hinaus. Sie probieren das alte Karussell aus, und dabei werden sie heimlich von dem Gangster beobachtet.«

»Mann, das hört sich aber aufregend an«, sagte Peter.

»Und was ist mit der Achterbahn, Sir?« fragte Justus.

»Der Held hat die Spur des Verbrechers bis hierher verfolgt und will ihn nun stellen. Der Verbrecher entführt zwei Mädchen aus der Picknickgruppe und zwingt sie, mit ihm in einen Wagen der Achterbahn zu steigen. Als die Polizei ihn umringt, droht er, er werde die Mädchen in die Tiefe stoßen. Dem Helden gelingt es aber, ebenfalls in den Wagen zu klettern, und zum Schluß gibt es einen phantastischen Zweikampf, während die Achterbahn über Berg und Tal und in die Kurven rast.«

»Klasse!« sagte Bob. »Und in diesem gespenstischen alten Park ist das sicher ganz großartig! Ich kann es kaum erwarten, das im Film zu sehen.«

»Wenn wir die Szene überhaupt hier drehen«, meinte Mr. Shaw skeptisch. »Na, warten wir's ab. Ihr Jungen könnt euch

umschauen. Kommt in einer halben Stunde wieder her. Dann müßte Jeff Morton vom Festland zurück sein.« Er wandte sich zum Gehen, hielt aber noch einmal an.

»Was ihr auch anstellt«, sagte er mit halb sorgenvoller, halb belustigter Miene, »tut mir den Gefallen und findet keinen Schatz! Ich sag's noch mal: bloß keinen Schatz finden! Hier war früher nämlich ein Schlupfwinkel für Piraten.«

»ja, wir wissen Bescheid«, sagte Bob. »Wir haben alles über die Piraten und den Schatz und die Gefangennahme von Kapitän One-Ear gelesen.«

»Die Leute kriegen einfach nicht genug davon.« Mr. Shaw schüttelte den Kopf »Auf der Insel wurden seither bestimmt schon zwanzigmal Grabungen von großen Expeditionen veranstaltet. Zum Glück hat man in den letzten fünfzig Jahren keine einzige Dublone mehr gefunden, und das Schatzfieber ist mittlerweile abgeklungen. Aber wer euch kennt, den überrascht ja nichts – ihr könntet glatt noch Schätze entdecken, wo gar nichts ist!«

»Dürfen wir uns trotzdem mal in der Höhle umsehen?« fragte Bob. Er zeigte zu dem einsamen Hügel hinüber. »Die alten Landkarten zeigen eine Höhle, oben auf der Anhöhe. Und in den Berichten heißt es, daß die Piraten dort ihre Gefangenen festhielten, für die sie dann Lösegeld forderten. Einen Schatz hat man da oben allerdings nie gefunden.«

»Ja, die Höhle könnt ihr untersuchen«, gestand ihnen Mr. Shaw zu. »Aber seid in einer halben Stunde zurück.«

Er drehte sich um und ging davon. Die Jungen blieben noch kurz stehen und sahen sich in dem verfallenen Vergnügungspark um.

»Hier ist's wirklich unheimlich«, sagte Peter. »Aber die Szene auf der Achterbahn ist große Klasse. Mich gruselt's schon beim Drandenken.«

»Just, du bist ja so schweigsam«, meinte Bob. »Was überlegst du denn?«

Der Erste Detektiv machte ein nachdenkliches Gesicht.

»Dein Vater, Peter, und die anderen«, sagte er, »sind anscheinend der Meinung, daß ein paar von den Fischern die Diebereien im Lager begangen haben, entweder als üblen Scherz oder weil sie es wirklich auf Wertgegenstände abgesehen haben. Aber ich glaube das nicht.«

»Nicht? Was glaubst du dann?« fragte Peter.

»Die Sabotageakte an den Booten und die Diebstähle an der Ausrüstung«, sagte Justus, »dienen offenbar dem Zweck, den Filmleuten die Geisterinsel so zu verleiden, daß sie wieder abreisen und den – Schluß des Films woanders drehen. Auf dieser Insel ist seit fünfundzwanzig Jahren nichts mehr los, und meine Schlußfolgerung ist, daß irgend jemand diesen Zustand erhalten möchte und mit List und Tücke versucht, Mr. Denton zur Änderung seiner Pläne zu bringen.«

»Die Filmleute sollen also wieder abziehen?« fragte Peter verständnislos. »Was macht das schon, ob sie weg sind oder hierbleiben?«

»Das ist eben so rätselhaft an der Sache«, bekannte Justus.

»Gehen wir jetzt zu der alten Höhle rauf.«

Zehn Minuten lang stapften sie mühsam zwischen knorrigen Bäumen hindurch, bis sie kurz vor der höchsten Stelle des felsigen Hügels an eine Höhle kamen. Der Eingang war eng, und drinnen war es dunkel. Als sie jedoch erst im Innern standen, war es für sie hell genug, um festzustellen, daß sie sich in einem geräumigen Felsgewölbe befanden, das sich weit nach hinten erstreckte und sich dort verengte.

Das Erdreich am Höhlenboden war locker. Es sah aus, als sei dort schon oft gegraben worden. Justus hob etwas von der sandigen Erde auf und nickte.

»Hier haben viele Leute nach Schätzen gegraben«, sagte er.

»Ich wage zu behaupten, daß jeder Fußbreit Boden hier in der Höhle während der letzten hundert Jahre mehr als einmal umgebuddelt wurde. Aber kein vernünftiger Pirat würde hier jemals seinen Schatz verstecken. Dazu würde er sich einen weniger auffälligen Platz suchen.«

»Klar«, pflichtete Peter bei. »Hätten wir doch unsere Taschenlampen mitgenommen. Da hinten würde ich mich ganz gern genauer umsehen.«

»Du bist eben doch kein so überlegener Detektiv, wie ich dachte, Peter«, sagte Justus grinsend. »Und du auch nicht, Bob. Schaut her.«

Überrascht sahen sie, wie Justus eine Stablampe losmachte, die er am Gürtel hängen hatte.

»Standardausrüstung für jeden Detektiv bei Ermittlungen«, sagte Justus von oben herab. »Allerdings muß ich gestehen, daß ich schon vorher an die Höhle gedacht hatte und mir vornahm, da reinzuschauen, wenn sich dazu Gelegenheit bieten sollte. Sonst hätte ich das Ding vielleicht auch vergessen.« Er richtete den Lichtstrahl in den niedrigen hinteren Teil der Höhle. Flache Felsplatten waren dort zu sehen, so glatt, als hätten sie einst als sehr hartes Lager für Gefangene gedient. Dann tanzte Justs Licht über die Spalten und vorragenden Gesimse im Fels, bis es an einem etwa zwei Meter über dem Boden gelegenen Punkt plötzlich stillhielt.

Dort lag etwas Weißes, Rundes. Bob mußte schlucken. Es war der Schädel eines Menschen.

Der Schädel schien die Jungen anzugrinsen. Und dann, gerade als Bob sich klarmachte, daß dies nur ein knöckernes Mahnmal der längst vergangenen schlimmen Piratenzeit war, begann der Schädel vernehmlich zu sprechen.

»Geht weg«, hauchte er mit sonderbarer Aussprache, die sich für Bob wie spanischer Akzent anhörte. »Laßt mir meine Ruhe. Hier gibt es keinen Schatz. Nur meine müden alten Gebeine.«

## Goldene Dublonen

Bob merkte, daß seine Füße ganz mechanisch kehrtgemacht hatten, um ihn aus der Höhle zu tragen. Im nächsten Augenblick lief er mit Peter um die Wette ins Freie hinaus, und Justus kam dicht hinterdrein. Am Ausgang stießen Bob und Peter zusammen und schlugen der Länge nach hin.

Doch Justus hatte sich noch einmal zurückgewandt. Er hob die Lampe auf, die ihm entfallen war, und richtete ihren Schein auf den Totenschädel.

»Ein Schädel kann nicht sprechen«, wandte er sich an den bejahrten Totenkopf, »weil man zum Sprechen Zunge und Kehlkopf braucht. Die Vernunft sagt mir daher, daß nicht du gesprochen hast.«

Bob und Peter, die sich vor der Höhle aufrappelten, hörten plötzlich schallendes Gelächter. Verwirrt und ein wenig verlegen gingen sie wieder hinein.

Chris Markos, der Junge vom vorigen Abend, kletterte gerade aus einer Felsnische heraus.

»Hallo«, sagte er und warf den alten Schädel hinter sich.

»Kennt ihr mich noch?«

»Natürlich«, sagte Justus. »Ich hatte selbst schon den Schluß gezogen, daß du das bist, weil ich vorhin ein Segelboot vor uns sah, das wie deines ausschaute. Und im übrigen klang die Stimme, die sprach, zu jung – das konnte nur ein Junge sein.«

»Habe ich euch erschreckt, ja?« Chris grinste. »Ihr habt doch ganz bestimmt geglaubt, der tote Pirat spricht zu euch.«

»Mich hast du verblüfft« stellte Justus richtig. »Aber Bob und Peter hast du erschreckt.«

Bob und Peter schauten recht verlegen drein.

»Du hast nicht mich erschreckt«, sagte Bob, »sondern meine Beine. Ich hab' erst gemerkt, daß sie loslaufen wollten, wie ich schon dabei war.«

»So war's auch bei mir«, bestätigte Peter. »Wenn ein Totenschädel zu reden anfängt, wollen meine Beine den Standort wechseln.«

»Guter Witz!« Chris strahlte noch immer vor Vergnügen.  
»Aber ich hoffe, ihr seid nicht böse. Es war nur ein Spaß.«

»Nein, wir sind nicht böse. Wir wollten sowieso mit dir reden. Kommt, gehen wir hinaus an die Sonne.« Justus ging voran, und alle vier ließen sich nieder, den Rücken gegen den Fels gelehnt.

»Wie kommst du gerade jetzt hierher?« fragte Justus den kleinen Griechen. »Ich meine, ausgerechnet in die Höhle, und daß du dort auf uns gewartet hast.«

»Ganz einfach«, sagte Chris. »Ich gehe angeln, und ich sehe euch in Boot fahren zur Pier. Ich segle um die Insel und ziehe mein Boot auf den Strand. Ich schleiche durch Bäume und sehe euch bei dem alten Karussell. Ich höre euch sagen, ihr wollt die Höhle erforschen. Ich kenne Abkürzung, so komme ich als erster hierher. Dann ich denke an diesen guten Scherz – ich weiß, ein alter Totenkopf ist auf einem Felsen. Ich klettere hoch und verstecke mich und warte.«

Das erklärte alles, aber Bob sollte noch wissen, warum sich Chris zuvor verborgen gehalten hatte. Warum war er nicht gleich hergekommen und hatte sie begrüßt?

»Der Wächter«, sagte Chris schlicht. »Dieser Tom Farraday jagt mich weg immer. Alle jagen mich weg.«

Sein verschmitztes Lächeln war plötzlich verschwunden. »Ich habe keinen guten Namen in der Stadt«, sagte er langsam.

»Die Leute glauben, ich bin ein Dieb, weil mein Vater und ich arm sind. Und eben anders. Aus einem fremden Land. In der Stadt gibt es ein paar Leute, die sind nicht gut. Sie stehlen und sagen, das war Chris, der Griech. Aber ich bin es nicht!«

Sie glaubten ihm. Sie wußten, es war leider schon immer üblich gewesen, einem Außenseiter alles mögliche in die Schuhe zu schieben.

»Wir glauben, daß du ehrlich bist, Chris«, sagte Peter. »Aber eines ist uns ein Rätsel. Wie hast du uns gestern nacht so rasch entdeckt?«

»Oh, das«, sagte Chris und lachte wieder dazu. »Ich arbeite ein wenig in Lokal, Bills Taverne. Ich fege aus, mache Abwasch, bekomme zwei Dollar den Tag. Mein Vater und ich, wir leben davon. Mr. Bill ist ein netter Mann.«

»Zwei Dollar am Tag!« entfuhr es Bob. »Wie könnt ihr davon leben?«

»Wir wohnen in einer alten, verlassenen Fischerhütte, ohne Miete«, erklärte Chris nüchtern. »Wir essen Bohnen und Brot, und ich fange viele Fische. Aber Vater, er ist krank. Er braucht gutes Essen. Deshalb, wenn ich frei habe, ich segle immer in der Bucht herum und hoffe großen Schatz zu finden. Aber ich bin sicher dumm. Irgendein Schatz liegt in der Bucht tief unten. Aber wie sollte gerade Chris Markos großen Teil davon finden?«

»Das kannst du so gut wie jeder andere!« sagte Peter. »Aber du wolltest uns doch erzählen, wieso du wußtest, wo wir zu finden waren.«

»Ah ja. Gestern ich wasche ab Teller. Ich höre Männer sprechen an einem Tisch in der Taverne. Einer sagt: ›Drei Jungen als Detektive, wie? Na, da werd' ich mit einer Überraschung bei der Hand sein! Das sollen sie nicht so schnell vergessen!‹ Dann sie lachen alle.«

Justus knetete nachdenklich seine Unterlippe. »Sag mal, Chris, als dieser Mann das Wort *Hand* aussprach, ließ er ihm da eine besondere Bedeutung angedeihen?« wollte er wissen.

»Er meint«, erklärte Bob, den die geschwollene Ausdrucksweise des Ersten Detektivs schon manchen Nerv gekostet hatte, »sagte der Mann das Wort *Hand* auf irgendeine besondere Weise?«

»O ja, das tat er!« rief Chris. »Er sagt die Worte paarmal, und jedesmal, wenn er sagt *Hand* er macht Stimme tiefer und lauter. Also, wie ich höre, drei Jungen sind vermißt, ich den-

ke mir, wo könnte einer verstecken drei Jungen? Dann fällt mir ein die komische Art, wie dieser Mann sagte *Hand*.«

»Und daraus hast du gefolgert, daß er die Insel meinte, die man die *Hand* nennt?« rief Justus.

»Genau das habe ich gedacht. Also ich fahre mit dem Boot hinaus, sobald der Sturm vorüber ist. Und dort finde ich euch wirklich. Nur . . .« – und Chris' Gesicht verdüsterte sich von neuem – »nur denken jetzt die Filmleute, daß ich etwas damit zu tun habe. Niemand denkt Gutes von mir.«

»Wir vertrauen dir, Chris«, versicherte Bob.

Chris lächelte. »Ihr vertraut mir – ich zeige euch etwas.«

Er griff unter seinen Pullover und holte einen kleinen, ziemlich schmierigen Lederbeutel heraus. Dann lockerte er die Schnur, die den Beutel zusammenzog.

»Streckt die Hände aus«, sagte er. »Macht die Augen zu. Nicht hinsehen, erst wenn ich sage.«

Sie gehorchten. Jeder bekam etwas Schweres, Warmes in den Handteller gelegt. Als sie die Augen öffneten, hatte jeder der drei eine alte Goldmünze in der Hand!

Bob untersuchte die abgegriffene, aber noch blanke Münze. »Sechshundertfünfzehn!« rief er.

»Spanische Dublonen sind das!« sagte Justus mit leuchtenden Augen. »Echte Stücke aus dem Piratenschatz!«

»Mann!« staunte Peter. »Wo hast du die gefunden?«

»Im Wasser, auf dem Sand. In der Bucht gibt es ungeheure Schätze. Kapitän One-Ear, er warf seinen ganzen Reichtum über Bord vor langer Zeit. Aber jetzt ist alles verstreut, hier ein wenig, da ein wenig. Sehr schwer zu finden. Ich tauche und tauche. Ein Stück finde ich ganz am Ende von Geisterinsel, bei dem Wrack der feinen Yacht. Aber gleich zwei zusammen finde ich in einer besonderen kleinen Bucht, und da ist vielleicht –«

In diesem Augenblick mischte sich eine laute, zornige Stimme in die Unterhaltung.

»He! Du da, Chris! Was treibst du hier?«

Erschrocken blickten die Jungen auf. Tom Farraday, der sonst so gutmütige Wachmann, kam schnaufend den Pfad herauf auf sie zu, das Gesicht dunkel vor Zorn.

»Ich hab' dir doch gesagt: Wenn ich dich noch einmal beim Rumlungern erwische, setzt es eine Tracht Prügel!« schrie Tom Farraday. »Schließlich muß ich hier für Recht und Ordnung sorgen, und –«

Er hielt inne. Die Jungen drehten sich um und folgten seinem Blick. Lautlos wie ein Schatten war Chris Markos hinter einem Felsen verschwunden.

## Gefahr unter Wasser

»Was wollte denn der Bursche?« – heischte Tom Farraday Auskunft. »Warum hat er euch hier raufgeführt?«

»Er wollte nichts Besonderes«, erklärte Justus. »Und hergeführt hat er uns nicht. Wir sind allein gekommen, um uns die Höhle anzusehen.«

»Na, dann laßt euch sagen, dieser Chris taugt überhaupt nichts!« sagte der Wachmann. »Wenn ihn noch keiner beim Stehlen erwischt hat, dann deshalb, weil er zu schlau ist. Hört auf meinen Rat und haltet euch von ihm fern. Und jetzt kommt mit, Jeff Morton ist zurück und möchte mit euch zusammen tauchen.«



*Wollt ihr für Chris, den derart Verdächtigten, Partei ergreifen? Oder lieber für Tom Farraday, der für Recht und Ordnung sorgt?*

*Zu loben ist jedenfalls, daß der schlaue Chris allein durch das in einer besonderen Redewendung gebrauchte und eigens betonte Wort »Hand« unfehlbar auf den Aufenthaltsort der verschollenen drei ??? kam. Ich möchte – hm – festhalten: der Junge hat seine Zweitsprache ganz gut – hm – im Griff.*

Als sie den Pfad zurückgingen, wurde Tom wieder umgänglicher. »Ich nehme an, ihr hattet gehofft, in der Höhle gäbe es einen Schatz zu entdecken«, meinte er. »Aber da gibt's keinen, und es hat auch nie einen gegeben. Was davon übrig ist, liegt auf dem Grund der Bucht verstreut. Hier und da wird einmal ein Stück an den Strand gespült, aber die Leute machen sich schon gar nicht mehr die Mühe, danach zu suchen, weil es so selten geschieht.«

Er lachte kurz auf.

»Was sich das Meer einmal geholt hat, gibt es meist nicht mehr zurück. Habt ihr gewußt, daß es erst vor zehn Jahren hunderttausend Dollar in guter amerikanischer Währung kassiert hat? Jawoll, kassiert und behalten. Und wegen dieser hunderttausend Dollar habe ich seit der Zeit einen verkrüppelten linken Arm und kann nichts Rechtes mehr arbeiten.«

Er hob zur Erklärung den steifen linken Arm. Darauf verlangten die Jungen einstimmig, die Geschichte zu hören, und Tom leistete dem Drängen willig Folge.

»Also«, begann er, »ich war früher Transportbegleiter auf einem gepanzerten Wagen der Dollar Delivery Company. Diese Firma befaßte sich unter anderem damit, Bargeld bei den Banken am Ort abzuholen und es zu der großen Landesbank in Melville zu transportieren. Dabei gab es nie Schwierigkeiten, und ich rechnete auch nicht damit. Wir fuhren nämlich nie zweimal die gleiche Strecke, und nie kamen wir zur gleichen Zeit wie schon einmal zu einer Bank. Und trotzdem passierte es eines Tages –«

Ja, eines Tages, etwa vor zehn Jahren, hatten sie vor der Bank von Fishingport angehalten, um Geld zum Transport abzuholen. Darauf hatten sie den Panzerwagen abgestellt und waren essen gegangen. Der Wagen war natürlich sicher verschlossen, und sie wählten einen Platz, von wo sie ihn im Auge behalten konnten.

Als jedoch Tom und der Fahrer aus der Gaststätte kamen, waren zwei Männer mit Karnevalsmasken aus einem alten Auto gesprungen und hatten den Fahrer ins Bein geschossen. Tom hatte sich auf die beiden gestürzt, aber sie hatten ihn mit einem Gewehrlauf auf Kopf und Schulter geschlagen, so daß er bewußtlos zu Boden ging.

Dann hatten sie ihm die Schlüssel zu dem Geldtransporter aus der Tasche gezogen und waren mit dem Wagen davongefahren. Polizeichef Nostigon, der damals noch beim Streifen-dienst war, hatte jedoch den Schuß gehört und kam noch

rechtzeitig angelaufen, um auf die beiden Räuber zu feuern, als sie in den gestohlenen Wagen kletterten. Einen von ihnen traf er in den Arm.

Natürlich wurde sofort Alarm gegeben, und alle Straßen der Umgebung wurden gesperrt. Bei Einbruch der Nacht wurde der gepanzerte Wagen voll Blutspuren und ausgeräumt in einem verlassenen Bootshaus in der Nähe gefunden. Offenbar waren die Diebe auf dem Wasserweg geflüchtet.

In derselben Nacht sichtete eine Streife der Küstenwache ein altes Motorboot, das ziellos in der Bucht trieb. Als die Wachsoldaten Kurs auf das Boot nahmen, beobachteten sie, wie zwei Männer mehrere Pakete über Bord warfen, die sofort sanken.

Die Patrouille ging darauf längsseits und fand die beiden Männer in dem Boot – Bill und Jim Ballinger – bereit, sich zu ergeben. Sie hatten einen Motorschaden, und der eine, Jim, hatte eine Schußwunde im Arm. Aber weder damals noch irgendwann später hatte man von der Beute aus dem Überfall auch nur den geringsten Teil gefunden.

»Ihr seht also, Jungen«, sagte Tom Farraday, »die kippten einfach alles über Bord. Genau wie es der alte One-Ear hundert Jahre früher gemacht hat, als er sah, daß ihm die Briten auf den Fersen waren. Das Zeug ging auf Grund und versank im Schlamm, und niemand konnte es je wieder finden. Und da es Papiergegeld war, ist es natürlich bald darauf verrottet.«

»Tolles Ding!« sagte Peter. »Da haben Sie vielleicht was mitgemacht, Mr. Farraday. Hat man die Ballingers ins Zuchthaus gesteckt?«

»Na klar«, antwortete der Wachmann. »Mit der Kugel aus Kommissar Nostigons Revolver in Jims Arm hatten sie überhaupt keine Chance. Sie bekamen zwanzig Jahre, aber wegen guter Führung wurden sie nach zehn Jahren vorzeitig entlassen. Sie sind jetzt gerade seit ein paar Wochen wieder draußen. Ich würde ihnen meinen verkrüppelten Arm gern heimzahlen, das könnt ihr mir glauben«, sagte Tom erregt. »War

seither zu nicht mehr viel nütze – hab' mich so schlecht und recht durchgeschlagen. So, da wären wir, und da ist Mr. Shaw.«

Peters Vater und Jeff Morton waren auf der Pier und verluden etwas in das große Motorboot. Mr. Shaw richtete sich auf, als die Jungen herankamen.

»Hallo, ihr drei«, sagte er. »Jeff wäre jetzt so weit, sich mal eure Tauchkünste anzuschauen. Er ist ein hervorragender Taucher, und wir haben hier die modernste Ausrüstung. Er wird euch alles erklären.«

Damit ging Mr. Shaw weg, und die drei Jungen stiegen in das breite, geräumige Motorboot.

»So«, sagte Jeff. »Dann erzählt mir mal, wie weit ihr's im Tauchen schon gebracht habt.«

Peter schilderte, wie sie zu Hause in einem Schwimmbad Unterricht gehabt hatten. Mit Maske und Schnorchel waren sie ganz vertraut, und ihr Lehrer hatte ihnen gerade vor der Reise hierher auch die Prüfung im Tauchen mit dem Sauerstoffgerät abgenommen.

»So weit, so gut«, sagte Jeff mit ermutigendem Grinsen. »Aber jetzt wollen wir sehen, wieviel ihr tatsächlich könnt.«

Er startete den Motor und lenkte das Boot weit in die Bucht hinaus. Bei einer kleinen gelben Boje warf er den Anker aus.

»Unter uns liegt ein Wrack«, sagte er. »Nein, kein Piratenschiff mit Schätzen. Ein so altes spanisches Schiff wäre hier im Wasser längst verfault. Es ist eine kleine Yacht, die vor ein paar Jahren bei einem Unwetter auf Grund ging. Sie liegt in fünfundzwanzig Fuß Tiefe, also können wir zu ihr runtertauchen, ohne daß es mit der Druckverminderung beim Aufsteigen Probleme gibt.«

Er vergewisserte sich, daß die Masken und Flossen der Jungen in Ordnung waren. Dann holte er aus einem gut bestückten Geräteschließfach Sauerstofftanks, Schlauchverbindungen und Tauchergürtel mit Gewichten.

»Das ist das Neueste, was es zur Zeit gibt, und ziemlich idio-

tensicher«, sagte er. »Anzüge brauchen wir hier nicht, weil das Wasser so schön warm ist. Zieh deine Badehose an, Bob, mit dir will ich erst mal probeweise runtergehen. Vergeßt nicht daß wir immer nur zu zweit, niemals allein, tauchen wollen.«

Die Jungen schlüpften in ihre Badehosen, und Bob legte sorgfältig die Ausrüstung an, die Jeff ihm reichte. Zuletzt schnallte er den mit Gewichten beschwerten Gürtel um, den er ablegen konnte, falls einmal ein schneller Aufstieg notwendig werden sollte.

Jeff musterte ihn kritisch, nickte dann befriedigt und stieg als erster aus. Bob folgte ihm über die Leiter nach.

Im Wasser stieß sich Bob mit den Flossen vorwärts und sank rasch in die Tiefe. Er schwamm gern. In den vergangenen Jahren hatte er darin reichlich Übung gehabt, um das Bein, das er sich als kleiner Junge schlimm gebrochen hatte, systematisch zu kräftigen. Jetzt, als er wie ein Fisch abwärts glitt und mühelos atmen konnte, fühlte er sich herrlich leicht und frei, wie in einer ganz neuen Welt. Unter ihm ragte etwas Dunkles auf Es war die gesunkene Yacht, und an Jeffs Seite schwamm er langsam darauf zu.

Das Schiff lag auf der Seite, mit einem gähnenden Loch nahe beim Bug. Als sie näher kamen, sah Bob, daß es über und über mit Tang bedeckt war. Kleine Fische schwammen in Schwärmen um das Wrack herum.

Jeff übernahm die Vorhut. Bob folgte; er ließ sich nur durch Flossenschläge vorwärts tragen, wie er es gelernt hatte. Elegant glitt Jeff über das Achterdeck des Wracks hinweg.

Als Bob nachkommen wollte, wurde er durch zwei große Hummer abgelenkt, die gerade hinter dem Schiffsrumpf verschwanden. Er schwamm näher an die gesunkene Yacht heran.

Plötzlich wurde er mit einem Ruck aufgehalten.  
Irgend etwas hielt seinen rechten Fußknöchel fest!

## Der erste Fund

Es war das erste Mal, daß Bob unter Wasser in Schwierigkeiten geraten war. Jähes Erschrecken durchzuckte ihn, und er strampelte heftig, um sein Bein zu befreien. Doch der Zugriff um seinen Knöchel wurde noch fester. Er hatte das sichere Gefühl, daß ihn etwas nach unten zog.

Als er sich in panischer Angst umwandte, um zu sehen, was ihn da gepackt hielt, streifte er mit dem Arm seine Tauchermaske. Im selben Augenblick konnte er nichts mehr sehen. Wasser war in die Maske eingedrungen, und ein paar Sekunden lang wußte er nicht mehr, wie er sich wieder klare Sicht verschaffen sollte.

Da packte ihn etwas an der Schulter. Einen Augenblick bildete er sich fest ein, das Unheimliche – was es auch sein mochte – hätte ihn angegriffen. Aber dann merkte er am dreimaligen leichten Klopfen gegen seinen Sauerstoffbehälter erleichtert, daß Jeff Morton ihm zu Hilfe gekommen war.

Beruhigend umfaßte Jeffs Hand Bobs Schulter. Allmählich konnte Bob wieder klar denken. Und gleichzeitig lockerte sich der Griff um sein Fußgelenk, obwohl er noch immer nicht ganz freikam.

Er zwang sich zu ruhigem Atmen, drehte den Kopf nach rechts, hob den Arm und zog die linke Seite seiner Maske leicht hoch. Dann atmete er durch die Nase aus. Das preßte die Luft zusammen mit dem eingedrungenen Wasser aus der Maske, und er konnte wieder sehen.

Als erstes erblickte er Jeff Morton, der den Kopf schüttelte. Er zeigte nach unten, und Bob schaute hin, um zu sehen, was ihn festhielt. Eine Seilschlinge!

Er beugte den Rücken und streifte das Seil über die Flosse vom Fuß. Wütend auf sich selbst, weil er so durchgedreht hatte, schoß er ein Stück vorwärts und wartete dann auf Jeff,

weil er glaubte, mit diesem Tauchgang sei jetzt Schluß. Jeff bildete jedoch einen Kreis aus Daumen und Zeigefinger zum Zeichen dafür, daß alles in Ordnung sei. Dann schwamm er wieder voraus, und Bob folgte ihm in vorsichtigem Abstand vom Schiffswrack.

Sie schwammen am Rumpf entlang und umrundeten ihn dann einmal. Die Fische wichen gelassen aus, als seien sie zwei harmlose größere Artgenossen.

Bob sah noch mehr Hummer, die – unter dem Schiffsrumpf Zuflucht suchten. Mit einer Harpune hätte er jetzt bestimmt einen oder zwei davon zur Strecke gebracht.

Sie schwammen so lange, bis Bob ganz entspannt war und wieder Spaß an der Sache hatte. Dann strebte Jeff gemächlich der Oberfläche zu. Über sich konnten sie den Boden des vor Anker liegenden Motorboots erkennen, und im nächsten Augenblick tauchten sie neben der Bordwand auf. Wie die Schnauzen seltsamer Kreaturen reckten sich ihre maskierten Gesichter aus dem Wasser.

Jeff schwamm zur Leiter und stieg über Bord. Bob folgte. »Na, wie war's?« fragte Peter begierig, während er Bob an Deck half Bob schüttelte den Kopf.

»Nicht gerade glanzvoll«, sagte er. »Ich bin in einer Seilschlinge hängengeblieben und hab' durchgedreht.«

Auch Jeff Morton meinte, daß Bob ein wenig versagt habe. Er erteilte allen eine kurze Lektion über das Risiko, das eine zu große Annäherung an unübersichtliche Wrackteile mit sich bringt, und ließ gleich eine weitere Folgen über die Gefahr, in einer unerwarteten Situation den Kopf zu verlieren – das Gefährlichste überhaupt, was einem Taucher passieren kann. Dann aber lächelte er.

»Vielleicht war es gerade gut, daß es jetzt gleich passiert ist«, sagte er. »Eine harmlose, aber nützliche Lehre. Bob hat sich ja schnell wieder erholt, und das nächste Mal behält er sicherlich klaren Kopf. So, Peter, jetzt bist du an der Reihe.«

Rasch machte sich Peter bereit. Gleich darauf waren die bei-

den Taucher unter dem Wasserspiegel verschwunden, und Bob und Justus blieben allein in dem sanft schaukelnden Boot zurück.

Bob berichtete Justus ausführlicher über sein Erlebnis und schloß: »Ich glaube, wenn ich wieder runtergehe, habe ich mehr Zutrauen zu mir selber. Jetzt weiß ich ja, daß ich mich bewußt ruhig verhalten muß und im Notfall meine Maske klarbekommen kann.«

Justus wollte etwas erwidern, als sie einen Begrüßungsruf hörten. Aus vielleicht hundert Meter Entfernung glitt Chris Markos' kleines Segelboot lautlos auf sie zu.

Chris kam heran, drehte bei und nahm das Segel aus dem Wind. Seine weißen Zähne leuchteten aus dem sonnengebräunten Gesicht, als er die beiden anstrahlte.

»Ich denke, Tom Farraday, dieser Kerl, hat euch schlimme Sachen von mir erzählt«, sagte er dann, während sein Lächeln erlosch. »Ich hoffe, ihr glaubt es nicht.«

»Nein«, sagte Bob sehr bestimmt, »wir glauben ihm nicht. Für uns bist du in Ordnung, Chris.«

»Es freut mich, das zu hören«, erklärte Chris. Er streckte den Arm aus und griff nach der Bordkante gegenüber, um sein Boot ruhig zu halten. Ein wenig sehnüchtig sah er zu der reichhaltigen Taucherausrüstung im Motorboot herüber, doch dann sagte er obenhin: »Wozu braucht ihr all das Zeug, wenn ihr hinunter wollt zu der gesunkenen Yacht? Ich kann nur mit der Haut am Leib genau so tief tauchen. Ich bin ein Naturtaucher!«

»Stimmt es, daß die griechischen Schwammfischer ohne jegliches Tauchgerät mehr als dreißig Meter tief runtergehen?« fragte Bob.

»Klar, kein Problem«, rühmte sich Chris seiner Landsleute. »Mein Vater, als er ein junger Mann war, er geht sechzig Meter hinunter mit Stein, damit er schnell sinkt, und mit Seil, damit er heraufgezogen werden kann. Er bleibt unten drei volle Minuten ohne Atmen.«

Chris' Gesicht verdüsterte sich. »Doch er taucht zu lang«, sagte er. »Und er wird krank. Aber eines Tages finde ich Schatz, bringe meinen Vater in die Heimat, kaufe kleines Boot in Griechenland und bin selbst ein Fischer.«

Er fand sein Lächeln wieder. »Jetzt muß ich los. Immer suchen, wenn ich Schatz finden will«, sagte er. Nach kurzem Zögern setzte er hinzu: »Morgen vielleicht nehme ich euch mit, wenn ihr wollt? Wäre Spaß, auch wenn wir nichts finden.«

»Das wäre großartig!« sagte Bob. »Das heißt, wenn wir nicht gebraucht werden.«

»Es könnte sein, daß wir für die Filmgesellschaft zu tun haben«, erklärte Justus. »Oder daß- wir wieder Tauchunterricht nehmen.«

Dann mußte er zu aller Überraschung und zu seinem eigenen Erstaunen heftig niesen.

»Hast du dir einen Schnupfen geholt, Just?« erkundigte sich Bob.

»Nicht tauchen, wenn du erkältet bist!« warnte Chris. »Tut schlimm weh in den Ohren. Na, bis dann – ich muß weiter. Vielleicht sehen wir uns morgen, das würde mich freuen!« Er ließ los, hißte sein Segel, und im nächsten Augenblick glitt das kleine Segelboot wieder über die sonnenbeglänzte Wasserfläche der Bucht dahin.

Ein paar Minuten später tauchten Peter und Jeff Morton auf und stiegen an Bord. Breit grinsend streifte Peter sein Tauchgerät ab.

»Es war phantastisch«, sagte er. »Nur ein bißchen schwierig für mich, meine eustachischen Röhren freizubekommen, aber ich schluckte kräftig, und da waren die Dinger in Ordnung. Jetzt bist du dran, Just.«

»Red nicht wie ein Lehrbuch, Ohrtuben kann man nämlich statt eustachischer Röhren auch sagen!« feixte Bob.

Justus machte sich nicht ganz so übereifrig bereit wie die beiden anderen. Er war von Natur aus kein großer Sportler; er

schwamm zwar gern, war aber nicht gerade scharf darauf. Als er fertig war und Jeff Morton alles gutgeheißen hatte, stieg er mit Jeff ins Wasser.

»Bob!« sagte Peter aufgeregt, als die beiden untertauchten.  
»Weißt du was?«

»Was denn?« fragte Bob.

»Ich glaube, ich hab' da was gesehen. Gerade als wir kehrten und wieder auftauchen wollten, sah ich auf dem Sand, vielleicht fünfzehn Meter vor der gesunkenen Yacht, etwas Glänzendes. Das war todsicher eine goldene Dublone. Wenn wir nochmal tauchen, werde ich sehen, daß ich sie finde!«

»Mann, bist du da sicher?«

»Nicht ganz. Ich hab' nur kurz was blinken sehen. Aber es könnte doch sein. Alle sagen, daß der Schatz hier in der Bucht über den ganzen Meeresboden verstreut liegt.«

Bob wollte etwas erwidern, hielt aber inne. Jeff Morton und Justus kamen ja schon zurück! Tatsächlich – Jeff geleitete Justus, der blind schwamm, mit seitlich verschobener Gesichtsmaske.

»Was ist denn passiert?« fragte Bob.

»Kein Grund zur Aufregung«, sagte Jeff. »Justus ist mit der Maske irgendwo angestoßen, und sie ist verrutscht. Ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, aber weit waren wir noch nicht unten, und seinen Luftschlauch hatte er noch drin.«

Die zwei stiegen an Bord, Justus ganz geknickt.

»Als wir untergingen, bekam ich Ohrenschmerzen«, berichtete er. »Ich versuchte zu schlucken, um die Ohrtuben freizubekommen. Und dann mußte ich niesen. Ich zog mein Mundstück raus und nahm es in die Hand, aber dann mußte ich zum Niesen die Maske wegschieben und kriegte sie nicht wieder hin und – na ja, es hat nun mal nicht geklappt«, schloß er beschämt.

Wieder nieste er.

»Du bist erkältet«, sagte Jeff streng. »Du hättest heute gar

nicht tauchen dürfen. Zum Glück waren wir nur ein paar Meter weit unten. Für dich ist ein paar Tage Schluß mit dem Tauchen, mein Junge!«

»Ja, ich seh's ein«, sagte Justus kleinlaut. »Gestern im Flugzeug war es durch die Klimaanlage ganz schön kühl, und dann abends bei dem Unwetter im Freien – da muß ich mich tatsächlich erkältet haben.«

»Man soll nie tauchen, wenn man nicht bei bestem Wohlbefinden ist«, sagte Jeff. »Und schon gar nicht, wenn man Schnupfen oder Husten hat. Na ja, ich soll mit euch Burschen tauchen, und ich werde mit Bob und Peter weitermachen, aber wenn du je ins Bett mußt, müssen wir wohl unsere Pläne etwas ändern.«

Während der folgenden Stunden wechselten sich Bob und Peter in immer längeren Tauchgängen ab. Gegen Abend spürten sie Erschöpfung, aber gleichzeitig die Sicherheit, daß sie den Anforderungen, wie sie normalerweise beim Tauchen gestellt wurden, genügten.

Bei jedem Abstieg hielt Bob nach dem glänzenden Ding Ausschau, das Peter angeblich gesehen hatte, aber er entdeckte es nirgends. Vom letzten Tauchgang des Tages kam jedoch Peter mit fest geschlossener rechter Faust herauf. Er kletterte über Bord und legte hastig Maske und Mundstück ab.

»Da!« sagte er begeistert.

Er öffnete die Hand. Darin lag groß und schwer eine abgegriffene, aber glänzende runde Münze.

»Hol's der Kuckuck!« rief Jeff. »Eine Dublone!« Er sah sich das Goldstück genau an. »Geprägt 1712, und original spanisch! Peter, laß dir eines sagen: Es darf niemand davon erfahren. Ich meine, niemand außer uns und deinem Vater.«

»Und warum nicht?« fragte Peter verwirrt. »Meinen Sie, es könnte mir jemand das Ding wegnehmen wollen?«

»Nein, es gehört dir rechtmäßig, denn du hast es auf dem offenen Meeresgrund gefunden. Aber die Leute hier in der Gegend sind anfällig für den Goldrausch! Sie wissen im

Grunde, daß es auf der Geisterinsel kein Gold gibt, aber wenn es sich herumsprechen sollte, daß du etwas gefunden hast, würden die Schatzsucher wie ein Heuschreckenschwarm über die Insel herfallen. Und dann wäre es endgültig aus und vorbei mit dem Vorhaben, hier unsereren Film zu drehen!«

## Mrs. Barton hat einen Verdacht

An diesem Abend machten sich die Jungen frühzeitig zum Schlafengehen bereit. Bob und Peter waren müde vom Tauchen, und Justus mit seiner Erkältung fühlte sich sehr matt.

Mr. Shaw kam zu Mrs. Barton herüber und aß mit ihnen gemeinsam zu Abend. Er machte sich Sorgen, wie es mit der Arbeit auf der Geisterinsel weitergehen sollte.

»Diese Mär von dem Karussellgespenst ist schon in der ganzen Stadt herum!« rief er aufgebracht. »Tom Farraday hat den Leuten gesagt, wie es in Wirklichkeit zuging, aber die glauben ja lieber an einen Geist als an die Wahrheit. Na, irgendwie werden wir es schon schaffen. Morgen früh sehe ich euch drei. Jetzt muß ich wieder los und zusehen, daß ich ein paar neue Zimmerleute auftreibe.«

Als er fort war, gingen die Jungen auf ihr Zimmer. Sie untersuchten die goldene Dublone von allen Seiten. Es war sehr aufregend, ein Stück Piratengold in Händen zu halten, auch wenn sie sich sagen mußten, daß sie davon wohl kaum mehr zu sehen bekommen würden. Zuletzt steckte Peter die Münze unter sein Kopfkissen, und sie legten sich schlafen.

Sie schliefen durch, bis Mrs. Barton zum Frühstück rief.

»Kommt zum Essen, ihr da oben!« rief sie gutgelaunt durchs Treppenhaus hinauf. »Peter, dein Vater ist da. Er will euch drei sehen, ehe er losfährt.«

Sie zogen sich hastig an und liefen hinunter. Mr. Shaw wartete. Er wirkte abgehetzt.

»Hört mal«, sagte er, »heute müßt ihr euch allein beschäftigen. Ich bekomme ein paar neue Arbeiter und habe alle Hände voll zu tun. Und Tauchen ist auch nicht mehr drin, solange wir nicht klar sehen, wie alles weitergeht. Ich weiß von Jeff, daß du erkältet bist, Just, und ein paar Tage nicht tauchen darfst.«

»Ja, Sir«, sagte Justus und nieste explosionsartig. »Tut mir leid, Sir.« Er schneuzte sich die rote Nase. »Es kam so über mich.«

»Ist schon gut.« Mr. Shaw sah sich Justus genau an. »Junge«, sagte er, »du solltest dich ein paar Tage richtig ausruhen. Geh doch heute vormittag mal zum Arzt. Zu Doktor Wilbur. Feiner Kerl. Ihm gehört praktisch die ganze Geisterinsel. Ich ruf ihn schon mal an, während ihr frühstückt.«

Die Jungen setzten sich an den Tisch, und Mrs. Barton brachte eifertig Pfannkuchen und Wurst. Mr. Shaw ging telefonieren und berichtete dann Justus, Dr. Wilbur könne ihn um die Mittagszeit empfangen, da hätte er ein paar Minuten für ihn frei. Er schrieb die Adresse der Arztpraxis auf und ging dann schnell weg.

»Mensch, Just, daß du ausgerechnet jetzt ausfallen mußt!« sagte Peter mitfühlend. »Ich dachte, wir könnten vielleicht das Motorboot bekommen und auf Entdeckungsfahrt gehen.«

»Ich werde die Zeit zum Nachdenken nutzen«, sagte Justus im Bemühen, jeden Anschein von Selbstbemitleidung zu vermeiden. »Es gibt viel zu überlegen. Beispielsweise das Geheimnis der Geisterinsel. Ich bin ganz sicher, daß es da ein Geheimnis gibt, aber ich hab' noch nicht ergründet, was es ist.«

»Die Geisterinsel!« rief Mrs. Barton, die gerade mit frischen Pfannkuchen hereinkam. »Diese schaurige Gegend! Wißt ihr schon, daß man vorgestern nacht wieder den Geist beim Karussellfahren gesehen hat?«

»Ja, Madam«, antwortete Justus. »Allerdings gibt es dafür eine völlig harmlose Erklärung.« Er berichtete Mrs. Barton, wie es sich zugetragen hatte.

»Na, mag ja sein«, räumte sie ein, doch überzeugt sah sie nicht gerade aus. »Alle sagen aber, daß es dort einen Geist gibt, und ich sage mir: wo so viel Rauch ist, da muß auch Feuer sein.«

Damit ging sie wieder aus dem Zimmer. Justus seufzte.

»Mrs. Barton ist ein gutes Beispiel dafür, wie schwer man es hat, die Leute von einem innig gehegten Irrglauben abzu-  
bringen«, meinte er.

In diesem Augenblick klopfte es ans Fenster. Sie drehten sich danach um. Ein gebräuntes Gesicht lugte zu ihnen herein.

»Chris ist da!« rief Bob. Er lief zur Tür.

»Ich werde jetzt wieder auf Schatzsuche gehen«, sagte Chris.

»Wollt ihr kommen?«

»Und ob!« rief Bob begeistert. »Zumindest Peter und ich. Just ist ziemlich erkältet.«

»Schade«, sagte Chris. »Aber für vier wäre das Boot recht eng auf alle Fälle. Treffen wir uns unten am Hafen? Und bringt eure Badehosen mit!«

Er lief weg. Als Bob den anderen erzählte, weshalb Chris gekommen war, hellte sich Peters Miene auf

»Prima!« sagte er. »Vielleicht finde ich noch mal eine Dublonne! Komm, Bob, wir holen unser Badezeug.«

»Klar«, sagte Bob. »Tja, Just, zu dumm, daß du nicht mitkommen kannst.«

Justus war anzumerken, daß er derselben Meinung war, aber dann sagte der Erste Detektiv gefaßt: »Na, wenn es nicht geht, dann geht's eben nicht. Zieht los, ihr zwei. Wir sehen uns ja dann.«

»Zum Mittagessen sind wir wieder da.«

Bob und Peter holten sich ihr Badezeug aus dem Schlafzim-  
mer. Dann liefen sie zur Anlegestelle hinunter, wo Chris sein Segelboot an einer alten, windschiefen Pier festgemacht hatte. Sie sprangen hinein, und dann ging es los – auf ihre erste Jagd nach Piratenschätzen!

Justus, der Zurückgebliebene, seufzte ein paarmal. Dann ent-  
schloß er sich, aus seiner Lage das Beste zu machen, und ging hinauf, um noch einmal Bobs Notizen und die Zeitungsartikel über die Geisterinsel nachzulesen.

Mrs. Barton war gerade im Zimmer der drei und machte die Betten.

»Ich dachte, ich geh' rasch rauf und bring' euer Zimmer in Ordnung, solange ihr eßt«, sagte sie. »Ich – du liebe Güte, was ist denn das?«

Sie hatte Peters Kopfkissen aufgehoben, und da lag die goldene Dublone.

»Ich seh' wohl nicht recht!« rief die Frau. »Das ist ein altes spanisches Goldstück. Aus dem Schatz!«

Sie sah Justus mit weit aufgerissenen Augen an. »Das habt ihr Jungen gestern auf der Geisterinsel gefunden, da mach' ich jede Wette. Stimmt's etwa nicht?«

»Peter hat es gefunden«, gab Justus zu. Er wußte wohl, daß Jeff Morton ihnen eingeschärft hatte, niemand dürfe etwas von dem Fund erfahren. Aber nun war es zu spät. »Auf der Insel hat er es zwar nicht gefunden, sondern im Wasser. Ein gutes Stück vor der Insel«, setzte er hinzu.

»Na, sowas!« sagte Mrs.. Barton köpforschüttelnd, während sie das Bett fertigmachte. »Und das an eurem ersten Tag hier.«

Sie sah Justus pfiffig aus den Augenwinkeln heraus an.

»Weißt du«, sagte sie, »viele Leute hier glauben, dieses ganze Hin und Her mit dem Film, der draußen auf der Geisterinsel gedreht werden soll, sei bloß – na ja, ein Täuschungsmanöver. Sie sagen, die Filmleute sind in Wirklichkeit hinter dem Schatz vom ollen Kapitän One-Ear her, den man ja nie gefunden hat. Sie sagen, ihr hättet eine neue Landkarte und all solches Zeug.«

»Das könnte die Erklärung dafür sein, daß die Filmgesellschaft diesen ganzen Ärger hat«, meinte Justus nachdenklich. »Wenn die Leute glauben, daß es eine Karte gibt, worauf der Schatz verzeichnet ist, lungern sie vielleicht deshalb dort herum, weil sie scharf darauf sind. Und womöglich legen sie es auch darauf an, die Filmleute zu vertreiben, damit sie selber nach dem Schatz suchen können. Wir jedenfalls wissen gar nichts von einem Schatz, Mrs. Barton. Wir wollen nur bei ein paar Einstellungen für einen neuen Film mitmachen. Das können Sie allen Leuten erzählen.«

»Ja, das werde ich auch tun«, antwortete Mrs. Barton. »Aber ich weiß nicht, ob sie mir das abnehmen. Wenn die sich mal was in den Kopf gesetzt haben, hat man seine liebe Not damit, es ihnen wieder auszureden.«

»Stimmt«, bestätigte Justus. »Genau wie sie sich nicht von dem Gespenst abbringen lassen. Dürfte ich Ihnen wohl ein paar Fragen stellen, Mrs. Barton? Sie haben immer hier gelebt, und sicherlich können Sie mir vieles erzählen.«

»Nur zu, ich hab' nichts dagegen.« Die Frau lachte. »Ich will nur hier drin noch fertigmachen, dann komm' ich runter und trinke meinen Kaffee. Und dann kannst du mich fragen, was du willst.«

Justus nahm den Stapel mit Bobs Notizen mit hinunter und las darin, bis sich Mrs. Barton zu ihm setzte und mit Genuß ihren schwarzen Kaffee trank.

»Jetzt schieß los, Junge«, forderte sie ihn auf

»Erzählen Sie mir, wie es eigentlich dazu kam, daß man der Geisterinsel diesen Spuk anhängte, Mrs. Barton«, bat Justus in der Absicht, einen Anknüpfungspunkt zu schaffen. Natürlich hatte er die Geschichte längst gelesen, aber es interessierte ihn, ob er hier am Ort eine gleichlautende Darstellung erhalten würde.

Lebhaft und schwungvoll begann Mrs. Barton zu berichten. Was sie sagte, stimmte genau mit dem überein, was Justus gelesen hatte. Nur war ihre Schilderung ausführlicher. Nachdem der Vergnügungspark geschlossen worden war, sagte sie, tauchte das Gespenst nicht mehr auf. Plötzlich dann, vor einigen Jahren, war die Erscheinung wieder aufgetreten – und nicht nur einmal, sondern mehrmals im Jahr.

»Diese Fischer, die den Spuk sahen«, fragte Justus, die Unterlippe zwischen den Fingern, »waren die vertrauenswürdig? Kann man ihnen glauben?«

»Na ja . . .« Mrs. Barton runzelte leicht die Stirn. »Das kann ich nicht so genau sagen. Es gibt da recht rauhe Gesellen unter unseren Fischerleuten. Aber meine Güte – warum soll-

te jemand die Mär erfinden, er hätte einen Geist gesehen?« Das wußte Justus auch nicht. Doch unwillkürlich mußte er sich fragen, ob nicht jemand eben dies beabsichtigt hatte eine Mär zu erfinden.

»Wann hat sich das Ganze denn eigentlich abgespielt?« fragte er.

Daran konnte sich Mrs. Barton nicht genau erinnern. Vor zehn Jahren vielleicht, oder vor fünfzehn. Irgendwann um diese Zeit. Sie wußte nur, daß die Insel seither verrufen war und daß nur noch selten jemand hinging.

»Bis ihr Hollywood-Leute angerückt seid, sozusagen aus heiterem Himmel«, schloß Mrs. Barton mit einem listigen Blick auf Justus. »Und auf einmal fährt das Phantom wieder Karussell, und einer von euch Burschen findet ein Goldstück, und eure Filmleute behaupten, Diebe seien am Werk, und so fort. Wenn du mich fragst: Da tut sich was ganz Sonderbares, wovon wir noch gar keine Ahnung haben.«

In diesem Punkt stimmte ihr Justus voll zu. Sein detektivischer Instinkt sagte ihm unmißverständlich, daß etwas Sonderbares im Gange sein mußte. Aber er fand einfach nicht heraus, was das war.



*Ein Gespenst, das Pause macht und sich dann wieder zeigt – läßt das etwa darauf schließen, daß hier ein bestimmter Zeitpunkt der Vergangenheit eine Rolle spielt?*

*Seit mindestens zehn Jahren ist die Insel also erneut verrufen . . . Schade, daß Mrs. Barton keine genaue Erinnerung daran hat, wie lange es tatsächlich her ist.*

## Die Katastrophe

Das kleine Segelboot glitt schnell dahin, unter einer frischen Brise leicht zur Seite geneigt. Die Jungen hatten die Bucht ganz für sich allein; nur im äußersten Süden waren noch andere Boote in Sicht.

Bald legten sie auf der Geisterinsel an der Pier an. Peter hatte den guten Einfall gehabt, Jeff Morton darum zu bitten, daß er ihnen zwei Taucherausrüstungen überließ. Sie hätten gern auch für Chris das Notwendige geborgt, aber sie wußten, daß Jeff das abschlagen würde. Außerdem hatte Chris keine Übung im Umgang mit einem Tauchgerät.

Jeff sagte, sie könnten sich nehmen, was sie zum Tauchen brauchten, warnte sie vor leichtsinnigen Unternehmungen und machte sich eilends zum Vergnügungspark auf.

Also holten sich Peter und Bob Masken, Flossen und das übrige Gerät aus dem Schließfach im Motorboot. Dank einer Eingebung nahmen sie noch zwei Unterwasser-Handlampen mit. Dann stiegen sie wieder zu Chris ins Segelboot. Chris besaß eine Maske und traute sich zu, damit ebenso gut zu tauchen wie die beiden mit Sauerstoffbehälter und alledem.

Die Jungen genossen den warmen Sonnenschein. Das sanfte Schaukeln des Boots wirkte einlullend. Nach einiger Zeit merkte Bob, daß sie auf die »Hand« zuhielten, auf der sie an ihrem ersten Abend unter so rätselhaften Umständen ausgesetzt worden waren.

Die »Hand« war etwa vierhundert Meter lang und nicht ganz so breit. Jetzt, bei Tage, sahen sie, daß es felsiges Ödland war, das unbewohnbar erschien. Bob schaute nach der Fontäne aus, die sie an jenem ersten Abend beobachtet hatten, aber davon war jetzt nichts zu sehen.

Er erzählte Chris kurz davon. Der Grieche erklärte, daß das Wasser heute zu ruhig sei. Der Wasserstrahl tröte nur in Er-

scheinung, wenn es stürmisch und die Bucht wellenbewegt sei.

»Eine Art Höhle unter der Insel«, sagte er. »Es treibt die Wellen hinein, und sie spritzen wieder heraus durch das Loch.«

Er segelte bis auf etwa hundert Meter zur Insel heran. Dann reffte er das Segel und warf einen kleinen Anker aus.

»Wir müssen hier ankern«, sagte er. »Jetzt ist Ebbe, und die Felsen sind zu dicht unter der Oberfläche. Nur bei Flut kann ein Boot ganz heransegeln an die Insel.«

Während das verankerte Boot leicht auf den Wellen tanzte, legten Peter und Bob ihre Taucherausrüstung an, und Chris holte eine alte, aber brauchbare Gesichtsmaske hervor. Dann ließen sie sich ins Wasser. Chris schwamm etwa fünfzehn Meter weit und stellte sich dann auf. Das Wasser war nur knietief.

»Seht ihr?« sagte er. »Ein Felsenriff hier. Kommt her.«

Sie schwammen hinüber, fanden ebenfalls felsigen Grund und standen auf einem etwa fünf Meter breiten, überspülten Riff. Auf der anderen Seite, der Insel zugewandt, lag eine kleine Bucht mit sandigem Boden, die sechs oder sieben Meter tief sein mochte. Im hellen Sonnenlicht war der Grund ganz klar zu erkennen.

»In dieser Bucht ich finde zwei Dublonen auf einmal, vorige Woche«, sagte Chris. »Die andere bei dem Platz, wo ihr gestern taucht. Vielleicht haben wir heute Glück und finden noch mehr hier.«

Sie ließen sich \*vom Riff in die Tiefe gleiten, und Peter und Bob untersuchten den Grund, während Chris an der Oberfläche schwamm und hinunterspähte. Sie sahen tangbewachsene Felsen, Seesterne und Schwärme von kleinen Fischen. Zahlreiche Krabben bewegten sich in ihrer merkwürdigen Gangart seitwärts ihren Zielen zu. Aber es fand sich nichts, das auf einen Schatz hindeutete.

Peter machte Bob ein Zeichen, und beide stiegen zur Oberfläche auf.

»Hier ist es nicht sehr tief«, sagte Peter, nachdem er sein Mundstück abgenommen hatte. »Ich meine, hier sollten wir nicht unseren Sauerstoff vergeuden. Vielleicht wollen wir es noch woanders probieren. Wir sollten das Atemgerät ablegen und nur mit der Maske tauchen, wie Chris.«

Bob 'war einverstanden. Sie schwammen ans Ufer, verstauten ihr Tauchgerät dort zwischen Felsen und schwammen zu Chris zurück. Dann erforschten sie zu dritt die Bucht in ihrer ganzen Länge, und jeder spähte aufmerksam nach einem Aufblitzen von Gold aus.

Doch ihr Eifer wurde nicht durch aufregende Entdeckungen belohnt, und nach einer Weile paddelten sie ans Ufer, um sich auszuruhen und in der wärmenden Sonne zu unterhalten.

»Heute kein Glück, glaube ich«, sagte Chris ein wenig enttäuscht. »Ich hatte sehr gehofft, daß wir etwas finden. Vater ist wieder mehr krank, er braucht Pflege. Aber ich weiß noch anderen Platz, dort ich finde Goldstück vor langer Zeit. Wir gehen hin und –«

Er hielt inne und blickte zu einem Punkt auf dem Wasser hinaus. Dann vernahmen alle drei aus der Ferne das Geräusch eines starken Motors.

Ein großes dunkelgraues Motorboot, alt und ziemlich schäbig, schoß in voller Fahrt auf die kleine Bucht zu.

Jemand hat uns gesehen, nun kommen sie und suchen auch«, sagte Chris. Als aber das Boot seine Geschwindigkeit nicht verringerte, sprang er auf.

»Sie rammen das Riff!« rief er. »Hallo!« schrie er laut und schwenkte wild die Arme. »Abdrehen! Vorsicht – die Felsen!« Bob und Peter beteiligten sich ebenfalls am Winken und Rufen.

Sie konnten im Achterschiff einen Mann sitzen sehen, einen alten Hut tief ins Gesicht gezogen. Ob er ihre Warnrufe verstand oder nicht, konnten sie nicht feststellen. Doch plötzlich veränderte sich das Motorengeräusch. Das Boot verlangsamte

seine Fahrt, als sei der Rückwärtsgang eingelegt worden. Gleichzeitig schwenkte der Bug herum. Immer noch mit hohem Tempo wendete das Boot und krachte dann seitlich in Chris' vor Anker liegendes kleines Segelboot.

Der mächtige Bug des Motorboots schnitt in das kleine Boot, als wäre es aus Pappe. Einen Augenblick lang waren die beiden Boote ineinander verkeilt. Dann gab der Mann im Motorboot im Rückwärtsgang Vollgas und riß sein Boot los.

Und schon schoß das Motorboot wieder aufs offene Wasser hinaus.

Die Schreie der drei Jungen rissen ab. Entgeistert sahen sie, wie sich Chris' Segelboot tiefer ins Wasser legte und dann sank, bis es verschwunden war.

»Um Himmels willen!« stöhnte Peter. »Unsere Kleider, unsere Uhren, alles ist weg!«

»Und mit unserer Heimfahrt ist es auch nichts mehr!« sagte Bob verzweifelt. »Wir sind hier gestrandet. Wieder mal gestrandet!«

Chris sagte nichts. Nur seine krampfhaft geballten Fäuste und sein verbissener Gesichtsausdruck ließen ahnen, was es für ihn bedeutete, seinen einzigen Besitz verloren zu haben das kleine Segelboot, mit dem er so unbeirrt auf Schatzsuche gefahren war, um seinem Vater zu helfen.

## Justus wird gewarnt

Justus war noch immer in Bobs Niederschrift über die Geisterinsel vertieft, als Mrs. Barton kam, um ihn zum Essen zu holen.

»Wo zum Kuckuck stecken denn Peter und Bob?« fragte sie.  
»Ich habe auch für sie was gerichtet, und jetzt sind sie nirgends zu sehen!«

Justus blinzelte. Bob und Peter hatten gesagt, sie wollten zum Essen zurück sein. Aber wahrscheinlich waren sie vom Schatzfieber gepackt worden und hatten darüber die Zeit vergessen.

»Sie werden sicher jeden Augenblick hier sein«, sagte er. »Ich möchte lieber gleich essen. Ich muß bald zu Doktor Wilbur.« An dem weißgescheuerten Fichtenholztisch in der Küche aß Justus ein belegtes Brot und trank dazu ein Glas Milch. Seine Nase lief ununterbrochen, und großen Hunger hatte er nicht. Mrs. Barton sagte ihm, wie er zur Praxis von Dr. Wilbur gehen müsse; sie lag nur wenige Straßen weiter.

Auf der Straße waren nicht viele Leute. Justus ging an Reihen von Häusern vorüber, die zwar einmal recht vornehm gewesen waren, jetzt aber zum großen Teil vernachlässigte Fassaden hatten. Er kam auch an ein paar ausgeräumten Ladengeschäften vorbei, in deren Schaufenstern das Schild »Zu vermieten« hing. Ungenutzte Läden sind meist ein sicheres Anzeichen dafür, daß es um eine Stadt wirtschaftlich schlecht bestellt ist. Und tatsächlich lag das Geschäftsleben von Fishingport allem Anschein nach arg darnieder.

Dr. Wilburs Praxis war ein sauberer Ziegelsteinbau und ziemlich neu. im Wartezimmer saßen eine Frau mit zwei kleinen Kindern und zwei ältere Männer, die geduldig vor sich hin ins Leere blickten.

Die Schwester an der Anmeldung schickte Justus sofort ins

Sprechzimmer. Dort fand er sich in einer Kombination aus Büro und Untersuchungsraum, mit dem Schreibtisch an einem Ende, einer Patientenliege und einem weißen Arzneischrank am anderen Ende.

Dr. Wilbur, ein großer Mann mit leicht ergrautem Haar, saß am Schreibtisch und aß ein belegtes Brot.

»Hallo, Justus«, sagte er mit einem prüfenden Blick auf den stämmigen Ersten Detektiv. »Gleich bin ich soweit.«

Er nahm einen Schluck Kaffee aus einer Thermosflasche und stand auf. Rasch und fachmännisch untersuchte er Justs Hals, Nase und Ohren, hörte seinen Herzschlag ab, beklopfte seine Brust und maß seinen Blutdruck.

»Hm«, sagte er nach ein paar Minuten. »Du bist sehr stark erkältet. Wahrscheinlich der plötzliche Klimawechsel im Vergleich zu Kalifornien.«

Er holte ein paar weiße Pillen aus dem Medizinschrank, schüttete sie in eine Tüte, und reichte sie Justus. »Nimm davon zwei Tage lang, alle vier Stunden zwei Stück«, sagte er. »Halte dich recht ruhig und geh nicht ins Wasser. Dann geht es dir bald wieder besser.«

»Entschuldigen Sie, Herr Doktor«, sagte Justus »hätten Sie vielleicht ein paar Minuten Zeit für eine kurze Unterredung? Ich meine, falls Sie nicht zu beschäftigt sind –«

»Ich war gerade beim Essen«, sagte der Arzt und musterte Justus noch einmal scharf. »Bis ich fertig bin, können wir reden.« Er schritt zu seinem Schreibtisch hinüber und setzte sich wieder hin.

»Also«, sagte er. »Worüber willst du mit mir sprechen?«

»Nun, ich versuche zur Zeit, mir ein möglichst genaues Bild zu machen«, sagte Justus. »Seit Ihnen die Geisterinsel gehört, wo die Filmleute ständig solchen Ärger haben –«

»Die Geisterinsel!« rief Dr. Wilbur. »Ich kann den Namen bald nicht mehr hören! Die arme Sally Farrington war ein viel zu nettes Mädchen, um ausgerechnet als Gespenst zu enden!«

»Dann glauben Sie nicht an diesen Geist, den die Fischer angeblich gesehen haben?« fragte Justus.

»Ach was! Diese Fischer sind ein unwissendes, abergläubisches Volk. Der Geist hat sich überhaupt nur einmal gezeigt, und ich kann dir sagen, wie es dabei in Wahrheit zging. Es war ein schlechter Scherz, den sich ein paar dumme Lausebengel erlaubten. Ich war damals ein junger Mann – die Insel gehörte noch meinem Vater –, und ich bemühte mich um die Aufklärung. Ich wußte, wer beteiligt war: drei junge Burschen, die später von hier weggezogen sind. Sie ruderten zur Insel hinaus, setzten das Karussell in Gang, und einer von ihnen – warf sich ein weißes Bettuch über. Sie warteten, bis die Musik und die Lichter Neugierige aus der Stadt angelockt hatten, und dann ruderten sie von der landabgewandten Seite der Insel aus in die Nacht hinaus. Sie haben es hinterher nie zugegeben, und beweisen konnte ich es ihnen auch nicht. Ich sagte den Leuten, daß das Ganze ein Jungenstreich gewesen sei, aber die glaubten alle viel lieber an ein Gespenst. Es ist nun mal viel aufregender, an Geister zu glauben, als einem Witzbold aufzusitzen!«

Justus nickte. Dr. Wilburs Bericht hörte sich wahrheitsgetreu an.

»Wenn eine solche Schauergeschichte erst einmal im Umlauf ist«, meinte der Arzt, »dann ist sie einfach nicht mehr totzukriegen. Immer wieder behaupteten hinterher Leute, sie hätten den Geist gesehen. Die Geschichte hat auch mit dazu geführt, daß der Vergnügungspark geschlossen werden mußte – neben einer anderen Ursache. Es wurde nämlich bei Melville ein weiterer Vergnügungspark gebaut, und der war moderner und leichter zu erreichen. Mein Vater hatte nicht das Geld dazu, hier zu verkaufen, und es war sinnlos, den Park wieder zu eröffnen – also ließ ich eben alles, wie es war. Ich habe damit in all den Jahren niemals auch nur einen Cent verdient, bis ihr da aus

Kalifornien gekommen seid und das Gelände für die Filmproduktion gemietet habt. Wenn – und Dr. Wilbur sah Justus unter buschigen Brauen hervor an – »wenn ihr überhaupt einen Film dreht. Die Leute glauben nämlich anscheinend, daß ihr von einem riesigen, auf der Insel versteckten Piratenschatz wißt und das Land danach absucht.«

»Nein, Sir.« Justus schüttelte den Kopf »Das erzählt man sich nur so. Genau wie die Sache mit dem Geist.«

»Oho! Eigentlich hoffte ich, es möge stimmen, denn falls ihr irgendwelche Schätze finden solltet, so würden sie wohl mir gehören, weil sie auf meiner Insel liegen.«

»Nein, Sir. Wir sind keine Schatzsucher. Und ich würde sagen, wenn es je einen verborgenen Schatz gab, so ist er längst gefunden.«

»Das denke ich auch. Und ich glaube dir. Aber die Leute sind ja so unvernünftig, wenn es um einen Schatz geht. Sie glauben dann alles mögliche.«

»Doktor Wilbur«, fragte Justus, »was ist nach Ihrer Ansicht der Grund dafür, daß uns manche Leute hier daran hindern wollen, auf Ihrer Insel einen Film zu drehen? Denn das ist es doch, was sich zur Zeit abspielt.«

»Hm!« sagte der Doktor wieder. Er schenkte sich Kaffee nach. »Wenn sie glauben, hier gäbe es einen Schatz, dann versuchen sie, euch zu vertreiben, ehe ihr ihn findet. Vielleicht sind sie auch nur auf eure wertvollen Geräte und all das andere aus – hier in der Gegend sind ja viele unvorstellbar arm, seit mit dem Austernfang Schluß ist. Vielleicht ist es aber einfach die Bosheit, die in manchen Fischern steckt, und sie machen sich einen Spaß daraus, die Herren aus Hollywood zu ärgern. Drei denkbare Beweggründe – du brauchst nur zu wählen.«

»Schwierig, hier klarzusehen«, sagte Justus stirnrunzelnd.

»Du willst wohl das Geheimnis lüften, wie?« Der Arzt lächelte. »Hab' schon gehört, du seist ein ganz fabelhafter Junior-Detektiv.«

»Das möchte ich nicht behaupten, Sir«, gab Justus bescheiden zurück, obwohl er sonst ein ganz beachtliches Selbstbewußtsein hatte. »Meine Freunde und ich haben uns manchmal mit Ermittlungen beschäftigt. Hier ist unsere Karte.«

Er reichte Dr. Wilbur eine der Geschäftskarten der drei ??. Darauf stand:

Die drei Detektive  
???

Wir übernehmen jeden Fall

|                       |              |
|-----------------------|--------------|
| Erster Detektiv       | Justus Jonas |
| Zweiter Detektiv      | Peter Shaw   |
| Recherchen und Archiv | Bob Andrews  |

»Die Fragezeichen«, erläuterte Justus, »sind unser Symbol. Sie stehen für unbeantwortete Fragen, ungelöste Rätsel und Geheimnisse aller Art, die wir zu enthüllen versuchen.«

Dr. Wilbur lächelte wieder.

»Ziemlich hochtönend«, bemerkte er. »Aber es gefällt mir, wenn ein Junge Selbstvertrauen hat. Sag mal, was glaubst du eigentlich, warum Sam Robinson euch mit Absicht auf der *Hand* ausgesetzt hat, als ihr herkamt?«

»Wahrscheinlich, um uns Angst einzujagen«, sagte Justus. »Damit wir möglichst schnell wieder nach Hollywood verschwinden. Und zwar, weil irgend jemand fürchtet, wir könnten herausfinden, warum die Filmgesellschaft dauernd belästigt wird. Das macht das Ganze noch rätselhafter. Das können nämlich nicht nur üble Scherze sein.«

»Hm.« Dr. Wilbur warf Justus wieder einen wachen Blick zu. »Da magst du recht haben, mein Junge. Du bist gescheiter, als du aussiehst.«

»Vielen Dank. Noch etwas, Sir: Ich weiß, daß sich die Legende um das Karussellgespenst vor vielen Jahren totgelaufen hatte, dann aber vor zehn oder fünfzehn Jahren plötzlich wieder auflebte. Können Sie mir sagen, wann genau das war?«

»Warte mal . . .« Der Arzt strich sich übers Kinn. »Ich hörte zum ersten Mal davon reden, als ich gerade in das Haus hier eingezogen war. Das ist jetzt ungefähr zehn Jahre her. Ja, das kommt hin. Die Geistergeschichten kamen vor zehn Jahren wieder auf, und seither grassieren sie ganz beachtlich, zumindest unter den weniger gebildeten Leuten hier. Warum fragst du danach?«

»Ich weiß nicht recht«, bekannte Justus, »aber jede Einzelheit kann wichtig sein, Sir. Haben Sie vielen Dank. Ich glaube, jetzt habe ich Ihre Zeit genug beansprucht.«

»Nicht der Rede wert.« Der Arzt erhob sich. »Würde mich sehr interessieren, ob du in der Sache weiterkommst. Und hör mal —« rief er Justus noch nach, »wenn es auf der Geisterinsel doch einen Schatz gibt, dann vergeßt nicht, daß er mir zu steht!«

In nachdenklicher Stimmung ging Justus hinaus. Er hatte einiges erfahren, aber er sah vorerst nicht klar, was alles zu bedeuten hatte. Es würde noch viel Überlegung kosten.



*Die Geburt des weißgekleideten Gespensts ist dank Justs Interview mit Dr. Wilbur so nebenbei als schlechter Scherz entlarvt. Es hat also noch nie gespukt (oder hattet ihr es geglaubt?), sondern es war immer Theater – damals als Bubenstreich, nun seit zehn Jahren wieder in geheimnisvoller Absicht . . .*

Als Justus auf die Straße hinaustrat, hielt ein vorüberfahrendes Auto an und stieß zurück. Der Fahrer war Kommissar Nostigon.

»Hallo, mein Junge«, sagte der Polizeichef »Dachte, es wird dich interessieren, daß wir die Spur von Sam Robinson, diesem Halunken, jetzt gefunden haben. Er ist auf hoher See.«

»Auf See?« fragte Justus.

»Hat als Leichtmatrose auf einem Frachter angeheuert und ist heute früh losgesegelt. Dauert Monate, wenn nicht länger,

bis er wiederkommt. Ein Freund berichtet, er hätte noch gesagt, die Sache sei bloß Spaß gewesen. Weil man euch Jungen so große Dinge nachsagte, als ihr hierher kamt. Muß sagen, das nehme ich ihm nicht ganz ab.«

»Nein, ich auch nicht«, antwortete Justus kopfschüttelnd.

»Na, jedenfalls wissen wir vorläufig nur so viel«, sagte der Kommissar. »Ich lasse von mir hören, wenn wir mehr herausbekommen.« Damit fuhr er wieder an.

Justus ging in nachdenklicher Verfassung weiter zu Mrs. Bartrons Haus. Er spürte genau, daß er eigentlich auf die Lösung des sonderbaren Rätsels um die Geisterinsel kommen müßte, aber vorläufig entzog sie sich ihm noch.

Er achtete kaum auf seine Umgebung, bis er an einer Kneipe vorbeikam, aus der gerade ein großer, dünner Mann auf die Straße trat. Er versperrte den Weg, und Justus mußte stehenbleiben, damit es keinen Zusammenstoß gab.

»Wart mal eben 'nen Augenblick, Kleiner«, sagte der dünne Mann und verzog sein Gesicht zu einem häßlichen Grinsen.

»Ich will dir einen guten Rat geben.«

»Wie? Ja, bitte?« Justus merkte, daß der Mann nichts Gutes im Schilde führte, und ließ sein rundes Gesicht erschlaffen, so daß er mit genau berechneter Wirkung recht einfältig aussah.

»Laß dir von mir einen Tip geben. Geh nach Hollywood zurück, wo du hingehörst, wenn du mit heiler Haut davongekommen willst. Und nimm die ganze Mannschaft vom Film mit. Hier in Fishingport seid ihr ausgesprochen unerwünscht.«

Immer noch grinste der Mann böse. Auf seinem Handrücken sah Justus eine Tätowierung. Sie war nicht sehr deutlich, aber sie sah wie eine Seejungfrau aus. Ein kleiner gruseliger Schauer überlief Justus.

»Ja, Sir«, sagte er, noch immer mit törichtem Gesichtsausdruck. »Ich werd' es ihnen ausrichten. Und was soll ich dazu sagen, von wem der gute Rat kommt?«

»Spiel dich bloß nicht noch auf, Kleiner!« schnauzte ihn der

Mann an. »Verdufte jetzt, wenn du weißt, was gut für dich ist. Das laß dir für heute gesagt sein.«

Er drehte sich auf dem Absatz um und ging in die Kneipe zurück.

Justs Herzschlag beruhigte sich allmählich wieder. Langsam schritt er weiter. Es sah ganz so aus, als habe er in einem Punkt recht gehabt: Irgend jemand hatte den festen Vorsatz, die Filmgesellschaft von der Geisterinsel zu vertreiben . . .

## Eine aufregende Entdeckung

»Mein Boot!« Chris kämpfte mannhaft gegen die aufsteigenden Tränen an. »Es ist weg. Kein Boot mehr. Keine Chance mehr, einen Schatz zu finden!«

»Teufel noch mal, ja«, murmelte Bob, dem es allmählich aufging, daß Chris weit mehr eingebüßt hatte als er und Peter.

»Was ist bloß in diesen Burschen gefahren? War es ein Mißgeschick oder hat er es absichtlich getan?«

»Absichtlich!« sagte Chris voller Zorn. »Sonst er würde anhalten, nachsehen, wem Boot gehört, sagen, es tut ihm leid!«

»Anzunehmen«, sagte Bob. »Aber warum sollte jemand ausgerechnet dein Boot versenken wollen, Chris?«

»Damit ich nicht mehr Schatz suchen kann«, sagte Chris.

»Viele von den Fischern können mich nicht leiden. Sie mögen keine Ausländer. Sie denken, die Bucht und die ganze Gegend gehört ihnen allein.«

Sie standen noch einen Augenblick da, unschlüssig, was zu unternehmen sei. Sie waren hungrig, andere Boote waren nicht in Sicht, und sie konnten niemand Signal geben. Wie lange würden sie hier ausharren müssen?

»Na, immerhin«, sagte Bob schließlich, »sind unsere Tauchgeräte nicht auch futsch. Das Zeug ist sehr teuer, und ich möchte es nicht aus meiner Tasche bezahlen müssen.«

»Wär' schlimm«, meinte Peter. »So eine Ausrüstung kostet Hunderte von Dollars, und – du, ich hab's!«

Er wechselte einen Blick mit Bob – beide hatten im gleichen Augenblick den gleichen Einfall gehabt.

»Wir können tauchen und die Kleider raufholen!« riefen beide gleichzeitig.

Chris mußte wider Willen lachen und seinen Kummer verdrängen. »Wir können alle drei tauchen!« sagte er. »Ich bin der Sohn eines griechischen Schwammfischers. Ich wette, ich

kann besser tauchen als ihr, auch wenn ich nicht kann unten bleiben so lange.«

Jetzt waren sie alle wieder voll Tatendrang. Bob und Peter streiften sich flink ihre Tauchgeräte über, und dann wateten sie gemeinsam in – die Bucht hinaus. Sie schwammen bis zum Riff, kletterten darüber weg und ließen sich auf der anderen Seite ins tiefere Wasser gleiten.



*Gut – die einheimischen Fischer sind gegen den Fremdling Chris eingestellt. Aber würde ein Fischer nur deshalb Chris' Segelboot versenken und ihn mit seinen neuen Freunden in Gefahr bringen? Dahinter lässt sich, so meine ich, ein stärkeres Motiv vermuten.*

Das gesunkene Segelboot leuchtete weiß vom Grund herauf und schien sich mit den kleinen Wellen an der Oberfläche sacht zu bewegen. Dank ihren Flossen glitten Bob und Peter mit eifriger Beinarbeit stetig in die Tiefe. Chris hatte indessen einen großen Stein vom Ufer geholt und sank nun, den Stein umklammernd, schnell an beiden vorbei. Noch ehe sie halb unten waren, hatte er den sandigen Grund neben dem Bootswrack erreicht. Er zog aus dem auf der Seite liegenden Boot die Kleider hervor, die säuberlich unter den Sitzbänken verstaut waren. Voll bepackt schoß er in die Höhe. Sie konnten ihn förmlich grinsen sehen, als er auf dem Rückweg an ihnen vorüber kam.

In der friedvollen Stille der Meerestiefe vergaßen Bob und Peter für einen Augenblick ihre mißliche Lage. Nun waren sie echte Sporttaucher bei einer Bergungsaktion, auch wenn es nur um ein kleines Segelboot ging.

Seite an Seite glitten sie zum Boot hinunter und hielten sich an der Bordwand fest. Das Segel bauschte sich im bewegten Wasser, und sie mußten achtgeben, um sich nicht darin zu verfangen. Sie untersuchten das Bootssinnere. Chris hatte eine

Hose fallen lassen – es war die von Bob –, und Bob schwamm ein paar Meter Weit, um sie zu holen. Peter tauchte nach einem von Chris' Schuhen, der ihm ebenfalls entglitten war, und mußte dazu ein Stück am Grund entlang schwimmen. Das Boot schwankte in einer ziemlich starken Strömung, und sobald sie die Bordwand losließen, mußten sie dagegen anschwimmen, um zum Boot zurückzugelangen. Nach fünf Minuten glaubten sie alles zu haben, was zu bergen war, und Bob nickte Peter zu. Sie stießen sich ab und glitten aufwärts. Als sie an die Oberfläche kamen, sahen sie Chris wartend auf dem Riff stehen. Er grinste, als sie mit ihrer Beute am Felsen hochkletterten.

»Das ging gut«, sagte er. »Ich glaube, wir haben alles.«

Er nahm von Peter seinen Schuh entgegen und untersuchte das triefende Bündel. Dann machte er ein langes Gesicht.

»Mein Kompaß ist nicht dabei«, sagte er. »Ein guter. Ich geh' noch mal runter und suche.«

Und schon tauchte er wieder unter.

»Wir könnten schon mal unsere Sachen ans Ufer bringen und zum Trocknen ausbreiten«, schlug Peter vor.

»Ich wünschte nur, wir hätten eine Möglichkeit, uns bemerkbar zu machen«, sagte Bob. »Dein Vater wird uns für eine recht leichtsinnige Gesellschaft halten, wenn wir nun schon wieder auf dieser Insel festsitzen.«

»Das ist nicht unsere Schuld, und Chris kann auch nichts dafür«, sagte Peter. Er hob die beiden lichtstarken Unterwasserlampen auf, die sie aus dem gesunkenen Segelboot gerettet hatten. »Ich bin bloß froh, daß wir die wieder haben. Die waren teuer. Und wenn wir hierbleiben müssen, bis es dunkel wird, können wir damit Signal geben.«

»Mach keine Witze!« Bob schaute nach der Sonne. »Es ist noch eine gute Weile hell. Hoffentlich müssen wir nicht so lange hierbleiben. Ich hab' einen Riesenhunger!«

»Erst trocknen wir mal unsere Sachen, dann müssen wir uns was einfallen lassen«, schlug Peter vor.

Sie rückten ihre Masken zurecht ließen sich ins Wasser gleiten und schwammen zur »Hand« hinüber. Dort wrangen sie ihre Kleider aus und breiteten sie auf den warmen Felsen aus, wo sie sicherlich in kürzester Zeit trocken sein würden. Sie hatten schon die Masken abgenommen und waren dabei, die Sauerstoffgeräte abzulegen, als ihnen plötzlich bewußt wurde, daß Chris noch nicht wieder aufgetaucht war. Sie hatten immerhin gute zehn oder fünfzehn Minuten zu tun gehabt und Chris war noch immer unter Wasser!

Da war bestimmt etwas nicht in Ordnung.

»Mensch!« platzte Bob heraus. »Mit Chris muß was passiert sein!«

»Vielleicht ist er unten irgendwo steckengeblieben.« Beim Gedanken daran wurde Peter blaß. »Wir müssen versuchen, ihn zu retten.«

Ohne ein weiteres Wort legten sie ihre Tauchgeräte wieder an und schwammen zum Riff zurück.

Sie standen kurz auf der felsigen Erhebung und starrten in das von der Sonne erhelle grüne Wasser hinunter. Doch nichts, was sich bewegte und Chris hätte sein können, zeigte sich, und auch das gesunkene Segelboot war jetzt nicht mehr zu sehen.

Beide ließen sich ins tiefen Wasser hinab und arbeiteten sich mit kräftigem Flossenschlag nach unten. Die Furcht ließ ihre Herzen schneller schlagen.

Weiter unten am Riff gab es Höhlungen, die die Strömung ausgewaschen hatte. Vielleicht war Chris in eine davon gedrängt und eingeklemmt worden. Oder hatte er sich womöglich im Tauwerk verfangen, war er unter das Bootswrack geraten und steckengeblieben?

Bald erblickten sie das Boot. Die Strömung in der Tiefe hatte es ungefähr sechs Meter weit am Fuß des Felsenriffs entlanggeschoben. Sie schwammen darauf zu, aber Chris war nicht im Boot.

Bob ließ sich weiter sinken, bis er den Sandboden berührte.

Voll banger Ahnung schaute er unter dem Boot nach. Aber da war Chris auch nicht. Was auch geschehen sein mochte, in der Takelage des Segelboots hatte er sich jedenfalls nicht verfangen. Und Bob wußte, daß es in diesen Gewässern weder Haie noch andere gefährliche Fische gab. Doch welcher Gefahr mochte Chris sonst begegnet sein?

Peter berührte ihn am Arm. Er hielt zwei Finger geschlossen in die Höhe und zeigte dann zu einer Felsengruppe. Bob begriff. Peter meinte, sie sollten gemeinsam die Felsen absuchen. Unter Wasser blieb man vorsorglich dicht beisammen. Bob nickte, und sie schwammen mit kräftigen Beinschlägen los.

Wo das Riff aus dem Sand ragte, war es ganz unregelmäßig geformt. Hier und da hatte die schnelle Strömung kleine dunkle Löcher ausgehöhlt. In jede dieser Höhlungen spähten sie hinein. Hätten sie nur ihre Unterwasserlampen mitgenommen! Doch sie sahen nur Schwärme kleiner buntschimmernder Fische, die vor den Eindringlingen blitzartig das Weite suchten.

An manchen Stellen wehten richtige Vorhänge aus Tang, die sie beiseite schieben mußten, um dahintersehen zu können. Mindestens fünf Minuten waren nun schon vergangen. Sie hatten gut dreißig Meter zurückgelegt, ohne eine Spur von Chris zu entdecken.

Sie hielten inne und wandten die Gesichtsmasken einander zu. Bob konnte Peters Augen sehen, weit aufgerissen und voller Angst. Bob wies dorthin zurück, woher sie gekommen waren. Peter nickte. Seite an Seite glitten sie durchs Wasser zurück zu dem gesunkenen Boot. Sie hatten das Wrack schon fast erreicht, als ein Schwimmer wie der Blitz an ihnen vorbeischoß.

Es war Chris, und er hatte es äußerst eilig mit dem Auftauchen!

Wie hatte es Chris zwanzig Minuten ohne Tauchgerät unter Wasser ausgehalten?

Sie stiegen ebenfalls an die Oberfläche. Chris hockte im hüfttiefen Wasser auf dem Rand des Riffs und sog in gierigen Atemzügen die Luft ein. Offenbar war ihm nichts passiert, und er grinste über beide Ohren.

Sie zogen sich neben ihm herauf und schoben sich die Masken in die Stirn.

»Menschenkind, Chris, deinetwegen haben wir vielleicht Angst ausgestanden!« rief Peter.

»Wo warst du bloß?« fragte Bob strahlend vor Erleichterung.

»Was ist passiert?«

Chris warf den Kopf zurück und lachte sich eins.

»Ich finde etwas«, sagte er und hielt die fest geschlossene rechte Hand hoch. »Ratet mal, was?«

»Deinen Kompaß?« mutmaßte Bob.

Der Grieche schüttelte den Kopf. »Ratet weiter.«

»Ein Goldstück!« schrie Peter.

Grinsend öffnete Chris die Hand. Darin lag ein unregelmäßig geformtes, glänzendes, flaches Goldstück. Es war arg abgewetzt, aber es war eindeutig eine Goldmünze.

»Ihr werdet nie raten, was ich finde«, sagte Chris.

»Eine Schatztruhe?« fragte Bob hoffnungsvoll. »Im Sand vergraben?«

»Nein, nicht das. Ich finde eine runde Öffnung am Fuß des Riffs. Fische schwimmen ein und aus, und ich denke, wenn Fische da schwimmen können, Chris kann auch. Ich schwimme hinein.«

Er machte eine wirkungsvolle Pause.

»Ich finde unter der Insel eine Unterwasserhöhle! Ich finde darin diese Dublone! Sicher – ganz sicher sind da unten größere Schätze!«

## Die Höhle im Verborgenen

Seite an Seite glitten Bob und Peter knapp zwei Meter über dein Meeresgrund durchs Wasser. Aus ihren Atemschläuchen stiegen die Blasen in kleinen Trauben auf Ein Schwarm Barsche schlängelte sich an ihnen vorbei und verschwand in dem schwarzen Loch, auf das die Blicke der Jungen gerichtet waren.

Es war keine große Öffnung, nur etwa vier Meter breit und etwas über einen Meter hoch. Sie hatte grob betrachtet die Form eines Auges – eine dunkle, starre Augenhöhle ohne Augapfel. Die Seiten hatte die mit den Gezeiten ständig wechselnde Strömung ganz glattgewaschen, und obwohl es in der Nähe Tang gab, war die Öffnung der Unterwasserhöhle nicht bewachsen.

Ein paar Meter daneben schaukelte Chris' gesunkenes Segelboot leise auf dem Grund, aber das Boot interessierte Bob und Peter jetzt nicht mehr. Wie gebannt starrten sie auf die Unterwasserhöhle, die Chris entdeckt hatte. Diesmal hatten sie beide die wasserdichten Handlampen bei sich, und sobald sie genügend Mut gesammelt hatten, wollten sie vorsichtig in die Höhle hineinschwimmen und sie untersuchen.

Nach dem, was Chris berichtet hatte, war mit keiner Gefahr zu rechnen.

Es war ihm nicht gelungen, auf dem sandbedeckten Grund der Bucht seinen Kompaß zu finden. Doch als er eben wieder zur Oberfläche hinauf wollte, hatte er die Einmündung zur Unterwasserhöhle gesehen. Mit dem Gedanken, drinnen möglicherweise einen Schatz zu finden, war er ohne langes Überlegen hineingeschwommen.

Beim Vordringen schien sich die Höhle zu erweitern. Es war dunkel dort, aber beim Zurückschauen konnte er die Öffnung als hellen Fleck erkennen, und danach orientierte er sich.

Gerade hatte er sich zur Umkehr entschlossen, als er merkte, daß er im Übereifer zu weit eingedrungen war. Es blieb ihm nicht genügend Atem, um wieder aus der Höhle zu schwimmen und aufzutauchen.

»Da habe ich kleiner Fisch große Angst.« Als Chris in seiner Erzählung so weit gekommen war, mußte er lachen. »Ich weiß, es gibt für mich nur Weg nach vom, vielleicht wird Höhle ganz groß und ich kann auftauchen und Luft holen. Ich schwimme wie verrückt. Dann sehe ich kleines Licht vor mir. Ich schwimme hin, dann kann ich hinauf, und da ist Luft zum Atmen! Ich atme viel, dann schaue ich herum. Ich bin in einer Höhle unter der Insel! Ein Loch, das durch Felsen hinaufgeht, läßt genug Licht herein und zeigt Felsenbank, voller Tang. Ich klettere hinauf zum Ausruhen. Meine Hand fühlt Goldstück unter Tang. Ich werde ganz aufgereggt. Ich schaue unter Tang überall, ob mehr Gold, aber ich finde nichts. Dann schwimme ich hinaus und sehe euch.«

Eine Höhle unter Wasser mit einem verborgenen Piratenschatz! Wenn Chris ohne jegliche Tauchausstattung hineinschwimmen konnte, dann würden es Peter und Bob mit den modernen Sauerstoffgeräten, die ihnen Jeff Morton geliehen hatte, bestimmt auch können. Gefährlich hörte es sich nicht an. Auf alle Fälle würden sie sich einmal kurz umschauen können.

Als die Jungen am Höhleneingang zögerten, drängte sich ein brauner Körper zwischen sie. Es war Chris. Winkend schoß er wie ein Pfeil in die dunkle Einmündung der Höhle. Da folgten sie ihm.

Der Strahl der beiden Stablampen erhellt weithin das klare Wasser. Zu beiden Seiten ragten die dicht mit Tang behangenen Felswände der Höhle auf. Aufgeschreckte Fische huschten vorüber. Ein grüner aalähnlicher Raubfisch steckte seinen mit scharfen Zahnreihen bewehrten Kopf aus einer Felsenritze, und die Jungen machten einen großen Bogen um ihn.

Chris war schon außer Sicht, da er viel schneller schwamm

als sie. Sie mußten aufpassen, damit sie nicht gegen die Seitenwände des Durchgangs stießen und ihr Tauchgerät beschädigten oder losrissen.

Peter richtete seine Lampe nach oben. Mit einem Mal verschwand die Decke des Tunnels. Schnell schwammen die jungen aufwärts – sechs Meter, zehn Meter. Plötzlich durchbrachen ihre Masken die Wasseroberfläche.

Sie waren in einem ziemlich großen Gewölbe, dessen zerklüftete Decke sich knapp zwei Meter über ihren Köpfen spannte. Chris saß auf einem Felsvorsprung und ließ die Füße ins Wasser baumeln. Die beiden schwammen zu ihm hin und zogen sich vorsichtig neben ihm auf das schlüpfrige Tangpolster hoch. Sie lüfteten ihre Masken.

»Jetzt sind wir innen in der *Hand*«, sagte Chris. »Wie gefällt euch meine Höhle?«

»Einfach toll!« begeisterte sich Bob. »Bestimmt war vor uns noch kein Mensch hier drin!«

Er leuchtete in die Runde. Die Höhle war unregelmäßig geformt, und die Deckenhöhe schwankte zwischen einem und zwei Metern über dem Wasserspiegel. Weit hinten, am anderen Ende, verengte sich das Gewölbe sehr stark. Doch genau dort war auch ein Pünktchen Tageslicht wahrzunehmen, was die Jungen zunächst einmal verwirrte.

Sie knipsten ihre Lampen aus, um die Stelle besser sehen zu können, und im dämmrigen Zwielicht wirkte die Höhle mit einem Mal viel geräumiger, unheimlicher und unergründlich. Wasserstrudel brachen sich mit leisem Plätschern an den Felsen, und Tangsträhnen hoben und senkten sich wie die Haarflut eines mysteriösen Meeresgeschöpfes.

»Da muß es einen Schacht im Fels geben, der oberirdisch mündet«, meinte Bob verblüfft.

»Das Spritzloch!« sagte Chris aufgeregt. »Das ist das Loch, wo das Wasser rausgeblasen wird. Beim Sturm kommt Wasser hier herein, schießt gegen Felsen und dann zum Loch hinaus. Aber niemand weiß, daß hier unten eine Höhle ist. Leute

glauben, es ist nur eine enge Spalte, die in die Tiefe geht!« »Klar, du hast recht!« rief Bob. Ihm fiel wieder ein, wie sie in der vorletzten Nacht während des Unwetters den Wasserstrahl aus der Inselmitte hatten zischen hören. Und außerdem wurde die Fontäne auch in seiner Faktensammlung als eine Entdeckung der allerersten Insselforscher erwähnt. Nun hatten sie herausgefunden, wie sie zustande kam, was bisher noch keinem anderen geglückt war.

»Oh!« Bob sah plötzlich mißvergnügt aus, und die anderen blickten ihn fragend an. »Mir ist gerade was eingefallen«, erklärte er. »Wenn wir die ersten Menschen sind, die diese Höhle entdeckt haben, dann kann auch kein Piratenschatz darin versteckt sein.«

»Daran hab' ich auch nicht gedacht!« sagte Peter enttäuscht.

»Wie können wir das wissen?« fragte Chris. »Ich finde Goldstück, nicht? Gebt mir eine Lampe, und ich tauche runter und suche mehr.«

Bob gab ihm seine Lampe, und Chris tauchte ins Wasser. In der Finsternis sahen sie einen schwachen Lichtschimmer, wo Chris zu dem sandbedeckten Grund hinunterschwamm.

»Wäre eine feine Sache, wenn, das ein geheimes Piratenversteck gewesen wäre, das bis heute unentdeckt geblieben ist«, meinte Peter. »Aber wahrscheinlich hast du recht, Bob.«

Sie beobachteten, wie sich der Lichtschein in der Tiefe unter ihnen hin und her bewegte. Chris konnte wahrhaftig lange Zeit unten bleiben! Zwei einhalb Minuten waren bestimmt verstrichen, als das Licht ausging.

Im nächsten Augenblick tauchte Chris' Kopf auf. Peter knipste seine Lampe an, und Chris kletterte zu ihnen herauf.

»Ihr habt recht«, sagte er in betrübtem Ton. »Kein Schatz dort unten. Nur Krabben, Fische, Muscheln. Solche da.«

Er öffnete seine Faust. Und darin lagen zwei goldene Dublonen!

»Mann!« platzten Peter und Bob gleichzeitig heraus.

»Chris! Wo waren sie?«

»Im Sand«, antwortete Chris.

Begierig nahm jeder die Goldstücke in die Hand. Sie fühlten sich herrlich schwer und kostbar an.

»Jetzt wir haben drei!« sagte Chris mit leuchtenden Augen.

»Jeder eine.«

»Nein, du hast sie gefunden«, sagte Bob. »Sie gehören dir.«

»Wir teilen«, widersprach Chris beharrlich. »Jetzt geht ihr runter. Vielleicht findet ihr noch mehr. Vielleicht genug, um neues Boot zu kaufen für mich und um gute Pflege zu bekommen für meinen Vater!«

Voll Eifer rückten Bob und Peter ihre Gesichtsmasken zurecht, vergewisserten sich, daß die Atemgeräte funktionierten, und ließen sich ins Wasser sinken.

Der sandige Grund war mit Muscheln gespickt. Beim Umherleuchten fiel ihnen erst nichts Besonderes auf. Doch dann bemerkte Peter am Fuß des Felsenriffs etwas Glitzerndes. Es war eine im Sand steckende Goldmünze.

Bob schwamm mit raschen Flossenschlägen kreuz und quer über den Meeresboden hin. Nach ein paar Minuten sah er etwas funkeln, das sich halb unter einer leeren Austernschale verbarg. Auch das war eine Dublone!

Die Aufregung packte beide Jungen. In dieser Unterwasserhöhle gab es tatsächlich einen Piratenschatz – zwar nicht griffbereit in eine gute, feste Truhe gepackt, aber über den ganzen Meeresgrund verstreut. Es mußte noch mehr davon geben, und sie würden alles finden!

Ohne zu bemerken, wie die Zeit verstrich, suchten sie den Sandboden gründlich ab. Sie drehten Austernschalen um, so daß Sandwolken aufwirbelten und sie warten mußten, bis sich das Wasser geklärt hatte und sie weitersuchen konnten. Als jeder ein halbes Dutzend Golddublonen gefunden hatte, waren ihre Hände voll und sie konnten keine mehr, halten. Bob stupste Peter an, sie schwammen hinauf und stiegen aus dem Wasser. In heller Begeisterung streuten sie ihre Goldfunde auf eine flache Stelle der Felsbank hin.

»Das haben wir gefunden!« sagte Bob atemlos. »Chris, du hast recht. Hier unten in der Höhle gibt es wirklich einen Schatz!«

Mit einem Lächeln griff Chris hinter sich und brachte drei weitere Dublonen zum Vorschein. »Diese ich finde auf Felsen hier unter Tang«, erklärte er.

»Da sind bestimmt noch mehr!« sagte Bob. »Ich weiß nicht, woher das alles stammt, aber wenn wir schon so viel gesammelt haben, müssen wir auch noch mehr finden können!«

»Da gebe ich dir recht!« stimmte Peter zu. »Los, kommt, wir suchen weiter!«

Wer vom Schatzfieber gepackt ist, hat nichts anderes mehr im Kopf. Und die drei Jungen hatte das Schatzfieber ganz schlimm erwischt. Es blieb kein Gedanke mehr an die Zeit, keine andere Überlegung – sie nahmen ihre Suche in der Unterwasserhöhle wieder auf. Jeder Zollbreit Boden wurde im Schwimmen abgegrast, jede Spalte in den Felswänden wurde untersucht.

Doch während die Schatzsuche in vollem Gange war, geschah etwas, das sich die Jungen nicht hätten träumen lassen. Chris' gesunkenes Segelboot, das die Unterwasserströmung unablässig am Grund entlang weiter vorwärts schob, wurde plötzlich in der augenförmigen Einmündung zur Höhle eingeklemmt. Dort blieb das Wrack stecken und verstopfte den Eingang wie ein Flaschenkorken.

Damit waren die Drei unter dem Wasserspiegel in einer Höhle eingeschlossen, von deren Existenz niemand etwas wußte!



*Das sieht nun allerdings böse aus. Dabei wollte man gerade frohlocken, denn dies scheint ja tatsächlich des Rätsels Lösung zu sein, wonach Gott Neptun das Piratengold »in seinem Griff« hat – in der »Hand«! Und jetzt greift er – unheimliche Vorstellung – nach drei Jungen!*

## Aus mißlicher Lage wird bitterer Ernst

Justus machte sich Sorgen. Es war schon spät am Nachmittag, und Bob und Peter waren noch immer nicht von ihrer Segeltour mit Chris zurück. Was mochte da geschehen sein?

Er stand vom Schreibtisch auf, wo er alles ausgebreitet hatte, was Bob und er selbst bisher aufgeschrieben hatten. Er zog ein Papiertaschentuch aus der großen Schachtel, die ihm Mrs. Barton fürsorglich hingestellt hatte. Den Blick starr aus dem Fenster gerichtet, suchte er das nördliche Ende der Bucht ab. Kein kleines Segelboot war in Sicht.

Mrs. Barton kam mit einem Glas Milch und ein paar Keksen herein. »Du wirst Appetit haben, Justus«, sagte sie. »Du liebe Güte, sind die beiden anderen immer noch nicht zurück? Wo stecken die bloß?«

»Ich weiß nicht«, sagte Justus kopfschüttelnd. »Sie sagten, sie wären zum Mittagessen wieder da, und sie sind sonst ganz zuverlässig. Vielleicht ist was dazwischengekommen.«

»Na, das Grübeln bringt uns auch nicht weiter«, meinte die Frau. »Womöglich sind sie gerade beim Fischen auf einem Riff und haben die Zeit vergessen.«

Sie eilte geschäftig hinaus. Justus setzte sich wieder hin und knabberte die Kekse, während er in seinen Papieren las.

Er versuchte, in Gedanken Ordnung in die Tatsachen zu bringen. Vor fünfundzwanzig Jahren hatten Sally Farringtons Tod und ein taktloser Lausbubenstreich die Sage von einem Gespenst auf der Geisterinsel ins Leben gerufen. Und in den letzten zehn Jahren war nun dieses Phantom des öfteren wieder aufgetaucht, doch die Augenzeugen waren immer nur Fischer gewesen, denen nicht zu trauen war. Immerhin wagte sich seither niemand mehr auf die Geisterinsel.

Dann war die Filmgesellschaft eingetroffen, um den Vergnügungspark provisorisch wieder in Betrieb zu nehmen und

dort ein paar Szenen zu drehen. Das setzte eine Serie von Diebstählen und Sabotageakten in Gang, die nach Justs fester Überzeugung nur das Ziel hatten, die Filmleute wieder zu vertreiben.

Gab es nun irgendeinen Zusammenhang zwischen den Geistergeschichten und den gegen die Filmgesellschaft gerichteten Störaktionen, oder gab es keinen?

Mit dieser Frage schlug sich Justus noch immer herum, als die Tür aufging. Jeff Morton trat ein, zutiefst beunruhigt.

»Justus«, sagte er, »hast du Chris Markos gesehen?«

»Seit dem Frühstück nicht mehr«, antwortete Justus. »Peter und Bob sind mit ihm segeln gegangen. Bis jetzt sind sie nicht zurück.«

»Das sind mir die Rechten, einen ganzen Tag lang segeln!« rief Jeff, und Zornröte überzog sein sommersprossiges Gesicht. »Zwei komplette Taucherausrüstungen mit Sauerstoffgerät haben sie sich heute früh bei mir ausgeborgt – angeblich wollten sie damit üben.«

Sein Blick verdüsterte sich.

»Glaubst du, die tauchen nun schon die ganze Zeit mit diesem kleinen griechischen Spinner in der Bucht herum – auf Schatzsuche?«

Jeff und Justus starnten einander in wachsender Besorgnis an. »Wir müssen sie suchen!« sagte Jeff. »Es kann ja sein, daß ihnen etwas zugestoßen ist. Wenn es so ist, ausgerechnet jetzt, wo schon so viel anderes passiert ist –« Er brach mit verbissinem Gesicht ab. »Komm mit, Justus, wir müssen los!«

Justus vergaß seine Erkältung, vergaß all die ungelösten Rätsel und hatte nichts mehr im Sinn, als Bob, Peter und Chris zu finden. Er folgte Jeff zum Anlegeplatz hinunter, wo ein kleines Boot mit Außenbordmotor an der Pier festgemacht war.

Sie stiegen hinein, der Motor tuckerte los, und sie rauschten in die Bucht hinaus.

Justus wollte eigentlich Jeff fragen, was er damit gemeint hat-

te, als er sagte, »ausgerechnet jetzt, wo schon so viel anderes passiert ist«, aber Jeff war sichtlich nicht in Stimmung für ein Gespräch. Und außerdem hätte das ohrenbetäubende Motorengeräusch eine Unterhaltung sehr erschwert.

Sie flitzten zur Pier vor der Geisterinsel hinüber, wo das größere Motorboot lag.

»Wir brauchen mehr Platz, damit wir die Jungen unterbringen, wenn wir sie gefunden haben«, erklärte Jeff, während sie in das große Boot umstiegen. »Und dann«, setzte er bedeutsch schwer hinzu, »möchte ich notfalls klar zum Tauchen sein, und dazu brauche ich mein Gerät.«

Das konnte nur heißen, dachte Justus angstvoll, daß Jeff Morton befürchtete, den Jungen sei beim Tauchen etwas zugestoßen. Er versuchte den Gedanken daran wieder von sich zu weisen.

Bob und Peter waren nicht leichtsinnig. Ihnen konnte nicht irgendein blödsinniger Unfall passieren. Aber er wußte auch, daß nicht an allen Unfällen bloßer Leichtsinn schuld war. Manchmal geschah einfach etwas völlig Unerwartetes. Jeff fuhr mit dem starken Motorboot in zügigem Bogen in die Bucht hinaus, und sie begannen ihre Suche. Erst umkreiste Jeff die Geisterinsel, dann kurvte er zwischen der größeren Insel und der »Hand« an den Felsenriffen vorbei. Schließlich umrundete er zweimal die »Hand«.

»Niemand in Sicht«, sagte er zu Justus und nahm das Gas bis zum Leerlauf weg. »Hier in dieser Gegend der Bucht ist das Segelboot nicht. Als einzige weitere Möglichkeit kann ich mir vorstellen, daß die Jungen zur Ostseite der Bucht rübergesebelt sind. Wir müssen eben hin und die Küste gründlich absuchen.«

Justus nickte. Jeff stellte einen Hebel um, der Motor sprang wieder an, und das Boot brauste von der »Hand« weg.

Zu dieser Zeit saßen Bob, Peter und Chris in der unterhalb des Inselbodens gelegenen Höhle, auf der tangbedeckten Felsbank zusammengekauert, während das Wasser ihre

Unterkörper umspülte. Sie wußten nicht, wie lange sie nun schon in der Höhle waren. Aber dort hinten, wo das Spritzloch lag, herrschte jetzt nur noch Dämmerlicht, und mit der Flut war das Wasser schon über einen halben Meter gestiegen.

Erst waren sie zu aufgeregt gewesen, um an etwas anderes als an die gefundenen und noch zu findenden Dublonen zu denken. Sie hatten schon vierzig oder fünfzig Goldstücke gesammelt, die jetzt das Leinensäckchen füllten, das Chris zur Schatzsuche mitgebracht hatte. Ein Riesenvermögen war das freilich nicht, aber doch ein höchst aufregender Fund.

Plötzlich hatte Chris bemerkt daß die Flut kam.

»Wir sollten langsam hier raus«, meinte er leichthin. »Ich glaube auch, wir haben alles Gold gefunden.«

»In der letzten halben Stunde haben wir kein Stück mehr aufgelesen«, pflichtete ihm Peter bei. »Und ich hab' solchen Hunger. Es muß schon furchtbar spät sein.«

Peter, der vorausschwamm, sah als erster das im Eingang verklemmte Boot. Es hatte sich in der augenförmigen Öffnung auf die Seite gelegt. Der Mast und das vom Wasser leicht bewegte Segel ragten in die Höhle hinein. Die Flut hatte es regelrecht eingerammt und die Mastspitze in eine Felsspalte getrieben.

Peters Lampe machte in aller Deutlichkeit klar, was sich hier abgespielt hatte. Zwischen dem Boot und den Felsen klaffte ein kaum fußbreiter Zwischenraum. Hier konnten sie sich unmöglich durchzwängen. Sie saßen in der Falle!

Peter und Bob schwammen gegen das Boot an und drückten mit vereinten Kräften. Der Erfolg war, daß sie sich selbst nach hinten abstießen. Das Boot gab keinen Zoll nach.

In diesem Augenblick kam Chris zwischen ihnen angeschossen. In letzter Sekunde sah er das Boot, zögerte kurz, bis er die Lage erfaßt hatte, und dann drehte er um und schwamm in verzweifelter Hast zurück ins Gewölbe. Dort mußte er auftauchen und Luft schöpfen, ehe sein Atem verbraucht war.

Peter und Bob fiel plötzlich ein, daß ihr Sauerstoffvorrat ebenfalls zur Neige ging. Sie mühten sich noch einmal ab, das Segelboot wegzuschieben, und wieder scheiterte der Versuch. Dann folgten sie Chris.

Kurz darauf kauerten sie alle wieder auf dem aus dem Wasser ragenden Felsen.

»Verflixt, uns hat es erwischt«, sagte Chris. »Die Flut hat das Boot fest eingeklemmt.«

»Und wie«, mußte Peter sorgenvoll zugeben. »Wer hätte gedacht, daß so etwas passieren kann?«

»Mir war vorhin schon aufgefallen, daß die Flut das Boot abtreibt«, meldete sich Bob. »Aber daß sie es hier reindrückt, hätte ich nie erwartet. Was machen wir jetzt bloß?«

Ein langes Schweigen folgte. Dann sagte Chris: »Die Flut treibt jetzt das Wasser herein und also auch das Boot. Vielleicht nimmt die Ebbe das Boot wieder mit. Wir wollen es doch hoffen.«

»Aber bis Ebbe kommt, dauert es ja noch Stunden!« stöhnte Peter. »Und wenn es soweit ist und das Boot trotzdem steckenbleibt?«

»Es gibt für uns ein noch größeres Problem«, erklärte Bob.

»Größeres Problem?« wiederholte Chris. »Was meinst du?«

»Seht mal.« Bob richtete den Schein seiner Lampe in die Höhe. Das Dach der Höhle wölbte sich jetzt schon dicht über ihren Köpfen, naß und mit schleimigem Tang überzogen.

»Klar?« fragte Bob. »Bei Flut fällt sich die Höhle hier mit Wasser. Wenn wir warten wollten, bis die Ebbe kommt, wären wir längst unter Wasser.«

Das langsam steigende Wasser umspülte sie gurgelnd. Keiner traute sich mehr, etwas zu sagen. Sie wußten, Bob hatte recht. Im gleichen Augenblick stieß Justus in dem Motorboot, das sich schnell von der »Hand« entfernte, einen lauten Schrei aus.

»Mr. Morton!« rief er. »Wir müssen zurück! Ich seh' was am Ufer.«

Jeff Morton zog die Brauen zusammen, doch er wendete das Boot. Eine Minute später saßen sie an einem schmalen Streifen Sandstrand auf. Schon war Justus draußen und rannte los, auf die Felsen zu, wo er die Kleider der Jungen hatte liegen sehen. Bis Jeff das Boot gesichert hatte und zu ihm kam, durchwühlte Justus schon aufgereggt die inzwischen getrockneten Sachen.

»Das ist alles, was sie anhatten!« sagte er zu Jeff. »Dann müssen sie hier noch irgendwo sein. Vielleicht tauchen sie auf der anderen Seite der *Hand*. Ich werd' mal nachsehen.«

Jeff Morton starnte sprachlos auf die Kleidungsstücke. »Und das Boot ist nicht da!« rief er dann. »Sie haben sich hier ausgezogen und sind mit dem Tauchgerät im Boot davongesegelt – warum bloß? Wir –«

Aber das hörte Justus schon nicht mehr. Er kletterte den Hügel auf der »Hand« hinauf und legte dabei ein für ihn sonst ungewohntes Tempo vor. Oben angelangt, spähte er begierig zum jenseitigen Ufer hinunter. Im ersten Augenblick konnte er es nicht fassen, daß sich auch dort nichts zeigte. Er hatte so fest, geglaubt, er werde unten seine Freunde oder doch das Boot sehen. Aber da war nichts und niemand!

Bestürzt und mit nicht länger zu verheimlichender Besorgnis ließ er sich gegen einen Felsklotz sinken.

Neben ihm tauchte keuchend Jeff auf. »Wir waren jetzt überall auf der Insel. Hier können sie nicht sein, das hätte dir doch klar sein müssen. Aber wo sind sie nur hingegangen?«

Verärgert hob er einen Stein auf und schleuderte ihn, weg. Der Stein landete in einer kleinen Mulde, rollte noch ein Stückchen weiter und fiel dann in ein Loch, etwa zwanzig Zentimeter im Durchmesser. Nach einer Sekunde war von unten herauf ein schwaches Aufklatschen im Wasser zu hören.

Justus nahm nicht weiter Notiz davon.

»Sie haben recht«, sagte er zu Jeff. »Wir müssen wohl doch das, Ostufer der Bucht absuchen. Obwohl ich mir überhaupt

nicht vorstellen kann, wieso sie ihre Kleider hiergelassen haben.«

Jeff stand auf. »Komm, wir wollen uns beeilen. Ich meine, wir sollten die Küstenwache verständigen, damit sie uns beim Suchen helfen. Es wird bald dunkel, und da brauchen wir dringend Hilfe.«

Jeff lief zum Motorboot zurück, und Justus folgte ihm. Er wußte, daß Bob und Peter und Chris in einer schlimmen Lage waren. In seiner Phantasie hörte er sie um Hilfe rufen, und er konnte nicht antworten, weil er nicht wußte, wo sie waren. Er bildete sich wirklich ein, sie zu hören, als ob – »Um Himmels willen!« Justus fuhr mit einem Ruck herum und lief zurück, so schnell ihn seine Beine trugen. Jeffs erstaunten Ausruf hörte er gar nicht. Er rannte auf das kleine Loch in der Felsplatte zu – das Spritzloch – und warf sich daneben der Länge nach hin.

Das Gesicht unmittelbar über der Öffnung, schrie er hinunter: »Bob! Peter! Seid ihr da unten?«

Alles blieb still. Mit wild pochendem Herzen sagte sich Justus, daß dies eine verrückte Idee sei. Die Jungen konnten doch nicht wirklich unter dem Inselboden sein!

Dann drang – gedämpft, aber klar vernehmlich – Peters Antwort aus dem Spritzloch herauf.

»Just! Wir sind in der Klemme! Wenn die Flut noch weiter steigt, geht sie über uns weg. Hol uns hier raus!«

## Rettung in letzter Minute

Die Jungen in der Höhle klammerten sich am Tang auf ihrer Felsbank fest. Das Wasser, das ihnen jetzt bis zu den Schultern reichte, hätte sie sonst weggespült. Die Flut stieg schnell. Bald würden sie schwimmen müssen, pausenlos, bis der ansteigende Wasserspiegel sie gegen die Decke des Gewölbes pressen würde.

»Warum brauchen die bloß so lange?« murmelte Peter und erschauerte leicht. Viel Zeit schien verstrichen zu sein, seit dieser Stein unerwartet durch das Spritzloch heruntergefallen war und er mit Bob eine Weile lang um Hilfe gerufen hatte.

Als sie keine Antwort bekamen, hatte es für sie alle eine schlimme Minute gegeben – sie mußten annehmen, daß der Stein von selbst ins Rollen gekommen war. Aber dann fingen sie wieder an zu rufen und hatten Justs Stimme gehört.

Nach Justus hatte auch Jeff Morton hinuntergerufen. Es mußte ein paar Minuten lang in voller Lautstärke hin und her geschrien werden, bis sie ihm ihre Lage verständlich gemacht hatten. Sobald ihm klargeworden war, welches Mißgeschick sie ereilt hatte, rief er hinunter, er würde rasch Hilfe holen. Dann rannte er mit Justus weg.

Jetzt warteten die drei Jungen auf die versprochene Hilfe. Obwohl es mit den Batterien zu Ende ging, ließ Bob seine Lampe brennen, denn auch ein schwacher Lichtschein wirkte in der Finsternis beruhigend.

»Hört mal«, sagte Chris. »Wir sagen nichts von den Golddublonen. Wir behalten das Geheimnis für uns, einverstanden?«

»Warum?« fragte Bob. »Wir werden erklären müssen, was wir hier drin gemacht haben.«

»Dann kommt jeder, der Tauchgerät hat, und sucht in der Höhle«, erhob Chris Einspruch. »Dann kommen wir nicht mehr dazu, weiterzusuchen in Ruhe.«

»Was mich betrifft«, meinte Bob, »so habe ich von dieser Höhle ein für allemal genug. Mir ist's egal, was noch an Schätzen drinsteckt. Meinetwegen sollen die anderen sie sich holen.«

»Mir aus der Seele gesprochen«, bestätigte Peter. »Und außerdem glaube ich, wir haben sowieso alles gefunden, was da war. Eben die paar Münzen, die die Flut hereingespült hat.«

»Aber es gibt vielleicht doch noch mehr!« meinte Chris beharrlich. »Es ist meine große Chance, den Schatz zu finden, damit ich meinen Vater heimschicken kann nach Griechenland. Die vierzig oder fünfzig Dublonen, die wir jetzt haben, sind noch lange nicht genug, besonders wenn wir teilen.«

»Na schön«, meinte Bob, »vielleicht können wir die Sache auch geheimhalten. Dir zuliebe wollen wir es versuchen. Wahrscheinlich hast du recht, wenn du meinst, daß die Leute die Höhle stürmen würden.«

»Peter Shaw wird nicht dabei sein!« verkündete Peter sehr bestimmt. »Aber wenn du weiter hierher kommen willst, Chris, dann müssen wir eben sagen, wir hätten die Dublonen im Wasser gefunden. Es stimmt ja auch. Wo, das verraten wir einfach nicht.«

»Ich halte die Dublonen versteckt, wenn ich kann«, sagte Chris. Er preßte das Leinensäckchen mit den Münzen an sich.

»Ich fürchte mich nicht davor, wieder herzukommen. Die Art, wie wir hier in die Falle geraten sind, kommt nicht zweimal vor in einer Million Jahren.«

»Einmal ist genug, wenn sich Jeff Morton nicht beeilt!« stöhnte Peter. »Sagt mal, meint ihr wohl, er muß erst noch die Küstenwache holen?«

»Er wird Hilfe brauchen, um das Bootswrack vom Zugang zur Höhle wegzubekommen«, sagte Bob. »Ich glaube kaum, daß er es allein rauszerren kann.«

»Aber dann dauert es womöglich noch stundenlang!« rief Peter und griff hastig in den Tang, als eine Strömung ihn fast

von seinem schlüpfrigen Sitz fortgerissen hätte. »Bis dahin hat die Flut den höchsten Stand erreicht, und die Höhle ist ganz vollgelaufen!«

»Justus wird sich schon was einfallen lassen«, sagte Bob hoffnungsvoll. »In der Not ist Just unschlagbar.«

»Ich hoffe, du hast recht«, sagte Chris sehr leise. »Das dauert aber wirklich lang!«

In Wahrheit waren erst fünfzehn Minuten vergangen, seit Jeff Morton und Justus oben vom Spritzloch wieder zum Motorboot zurückgelaufen waren. Jetzt lag das Boot mit laufendem Motor etwa dreißig Meter vor dem Ufer, und Justus saß am Steuer, während Jeff in aller Eile in einen Taucheranzug schlüpfte.

»Verrückte Lausejungen!« schimpfte er vor sich hin, als er die Gewichte anschnallte und sich zum Aussteigen bereitmachte.

»Wie zum Kuckuck haben sie es bloß angestellt, daß sie jetzt so in der Patsche sitzen?«

Er wandte sich an Justus.

»Also gut, Justus, bleib mit dem Boot :genau an dieser Stelle hier«, sagte er. »Ich geh' mal runter und seh' mir die Sache an. Wahrscheinlich kann ich das Segelboot zur Seite schieben. Ich hoffe es wenigstens. Die Küstenwache möchte ich nicht erst holen müssen.«

Er rückte seine Maske zurecht, nahm eine Unterwasserlampe und ging über Bord.

Justus fühlte sich sehr einsam. In der Ferne konnte er Boote sehen, die vom Südende der Bucht aus auf Fishingport zuhielten, aber keines davon kam in seine Nähe. Viel zu langsam verstrichen die Minuten, während er auf Jeffs Auftauchen wartete. Als er das Gefühl hatte, es müsse fast eine Stunde vorbei sein, sah er auf seine Armbanduhr und stellte fest, daß erst fünf Minuten vergangen waren. Und wieder gingen fünf Minuten hin. Dann endlich tauchte unmittelbar neben dem Boot Jeff Mortons Kopf aus dem Wasser. Mit grauem, besorgtem Gesicht stieg er an Bord.

»Das Boot hat sich im Eingang der Höhle ganz schön festklemmt«, sagte er. »So fest wie ein Korken in der Flasche. Ich packte kräftig an und zog, aber ich brachte es nicht von der Stelle. Da muß die Küstenwache her. Wir brauchen Taucher mit Brechstangen, damit sie das Segelboot entweder auseinanderreißen oder es aus der Öffnung herausstemmen.«

Justus starrte Jeff nur an.

»Dauert das nicht zu lange?« fragte er dann voll Unbehagen.

»Ich meine, vielleicht ein paar Stunden?«

Jeff nickte langsam.

»Gut möglich«, sagte er. »Ich weiß, was du jetzt denkst. Bis dahin steht die Höhle bis oben hin unter Wasser. Aber ich weiß nicht, was man sonst tun könnte. Wenn das Spritzloch weit genug wäre, könnten wir ein Tau runterlassen und sie raufziehen. Aber das Ding ist zu eng.«

Justus knetete seine Unterlippe, was seinem Denkprozeß immer förderlich war. Er hatte da eine Idee . . .

»Mr. Morton!« rief er plötzlich. »Vielleicht könnten wir das Segelboot wegschleppen!«

»Wegschleppen?« Jeff zog die Brauen zusammen. »Wie denn?«

»Mit dem Motorboot!« sagte Justus. »Die Motorleistung ist gut. Und wir haben einen Anker und jede Menge Tau. Wir könnten den Anker am Segelboot einhaken. Und wenn wir dann Vollgas geben –«

»Du hast's erfaßt!« rief Jeff. »Donnerwetter, das könnte klappen. Los, wir müssen schnell machen!«

Mit flinken Händen knotete er das Ankertau vom Bug los, holte es ins Heck und befestigte es dort an einem Ring. Dann warf er den Anker aus und ließ das Tau in voller Länge abrollen.

»So!« sagte er. »Fünfunddreißig Meter Tau, das dürfte reichen. Ich geh' jetzt wieder runter und mache den Anker am Segelboot fest. Wenn ich dreimal am Ankertau ziehe, fahr mit dem Boot vorsichtig an, bis das Tau spannt. Dann gib

langsam Vollgas. Ich bleib' dann noch unten und werde mit-helfen, das Segelboot loszubekommen. Wenn du etwas nach-geben fühlst und dann allmählich wieder einen kräftigen Widerstand spürst, weißt du, daß das Segelboot frei ist. Geh dann mit dem Boot noch zwanzig, dreißig Meter vor, wirf das Ankertau über Bord und komm an den Ausgangspunkt zurück. Ich schwimme in die Höhle und hol' die drei raus. Wenn allerdings das Tau zu stark spannt und du plötzlich mit einem Ruck loskommst, dann hat der Anker nicht gehalten. Du mußt dann sofort stoppen und warten, bis ich hochkomme. Aber hoffen wir, daß es mit deiner Idee klappt!«

Jeff kletterte wieder über Bord und tauchte ab. Justus wartete mit angstvoll klopfendem Herzen, das Ankertau in der Hand. Er spürte einen kleinen Ruck, aber das war nur Jeff, der den Anker aufhob und zur Höhle schleppte. Eine Minute verging und noch eine – dann ruckte es dreimal kräftig an der Leine.

Justus legte den Vorwärtsgang ein, bis das Ankertau sich als gerade, straffe Linie vom Heck zum Wasser spannte. Dann gab er ganz behutsam mehr Gas. Der Motor heulte auf. Die Schraube wirbelte das Kielwasser hinter ihm hoch auf. Aber das Boot kam nicht vorwärts. Justus gab noch mehr Gas, und das Herz schlug ihm bis zum Hals vor Furcht, der Anker könne aus dem Segelboot losbrechen.

Ganz, ganz langsam begann sich das Motorboot zu röhren. So träge, als hätte es einen Wal im Schlepp, bewegte es sich vorwärts. Es zerrte eine ungeheure Last über den Meeresgrund, und der Motor besaß kaum Kraft genug, um sie von der Stelle zu bringen. Aber es ging vorwärts. Fünf Meter – fünfzehn Meter – dreißig Meter!

Justus hätte hurra geschrien, wenn er nicht so eifrig beschäftigt gewesen wäre. Er nahm das Gas weg und den Gang heraus, und mit seinem hochgeschätzten Schweizer Taschenmesser holte er aus und kappte das Ankertau, das so – fort unter sank. Dann schaltete Justus auf Rückwärtsfahrt und steuerte seinen vorherigen Standort wieder an.

Er versuchte sich vorzustellen, was unten vor sich ging. Der Eingang zur, Höhle war jetzt frei. Jeff schwamm hinein. Jetzt fand er die drei Jungen, und er wies sie an, hinauszuschwimmen und aufzutauchen. In der nächsten Minute – oder in zwei Minuten . . .

Dicht hinter dem Boot tauchte plötzlich ein Kopf aus dem Wasser auf. Es war Chris Markos. Er schob seine Maske hoch und sein Atem entwich in einem mächtigen Stoß aus den Lungen. Er paddelte zum Motorboot hin, hielt sich daran fest und stieß etwas Schweres über die Bordwand. Mit einem Klinnen fiel es Justus zu Füßen.

»Versteck das, Just!« keuchte Chris. »Wir finden Schatz. Aber wir halten geheim. Vorerst mal. Erzähl' dir später alles.« Justus verbarg den nassen Beutel, so gut er eben konnte: Er setzte sich darauf.

»Junge!« sagte Chris, als er sicher im Motorboot saß. »Wir haben solche Angst, ihr könnt uns nicht rechtzeitig herausholen. Peter und Bob kommen auch gleich heraus.«

Da erschien Bobs Kopf, und gleich darauf der von Peter.

»Hat richtig gut getan, da unten deine Stimme zu hören«, sagte Peter, als beide Jungen ins Boot gestiegen waren. »Und daß Jeff Morton dabei war.«

»Er hat eine Mordswut auf uns«, sagte Bob. »Und das mit vollem Recht, schätze ich.«

»Wenn er meinem Vater alles berichtet, geht der auch hoch«, seufzte Peter trübsinnig. »Aber wenigstens haben wir was von dem Schatz gefunden. Hat Chris es dir erzählt?«

»Ich sitze drauf«, sagte Justus. »Später könnt ihr mir alles berichten.«

»Ich glaube, wir werden eine saftige Gardinenpredigt bekommen«, sagte Bob, während er sein Tauchgerät ablegte. »Aber im Grunde konnten wir ja nichts dafür. Erst versenkte einer das Segelboot von Chris, und dann –«

»Da kommt gerade Jeff Morton«, unterbrach ihn Justus. »Er will sicher auch wissen, wie alles gekommen ist.«

Jeff war beim Heck des Boots aufgetaucht, das gekappte Ende des Ankertaus in der Hand.--Als Justus es ihm abgenommen und am Ring festgemacht hatte, schwamm Jeff zur Leiter hin und stieg an Bord.

Er nahm die Maske vom Gesicht und legte bedächtig seine Gewichte und den Sauerstofftank ab. Dann sah er die wortlos abwartenden Jungen an.

»So«, posaunte er schließlich. »Freut mich, daß ihr drei in Sicherheit seid. Freut mich mächtig. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß euch euer Leichtsinn in große Gefahr gebracht hat.«

»Aber –« fing Bob an. Wenn er hätte erklären können, wie sich alles zugetragen hatte, so würde Jeff einsehen, daß die Sache ganz ungefährlich gewesen war – bis auf diese launische Strömung, die das Boot ausgerechnet in den Höhleneingang getrieben hatte.

Jeff hob abwehrend die Hand. »Eure Erklärungen interessieren mich nicht«, sagte er. »Was zählt, sind Tatsachen. Wenn ich Harry Norris und Mr. Shaw berichte, was passiert ist, sind sie bestimmt mit mir darin einig, daß ihr Bürschchen beim Tauchen nichts mehr verloren habt. Es war von Anfang an keine gute Idee – das Wasser in der Bucht ist außerdem sowieso nicht klar genug, um gute Unterwasserfilme zu machen. Harry Norris ist derselben Meinung, und Mr. Denton wird uns sicherlich recht geben, wenn er wieder herkommt. Mit dieser Idee, einen Kurzfilm über euch zu drehen, wie ihr als Taucher nach dem Schatz sucht, ist es also Essig.«

Er hielt inne, um Luft zu holen, denn offensichtlich hatte er noch eine ganze Menge zu sagen. Er wandte sich um und sah Chris ins Gesicht.

»Auf alle Fälle«, sagte er ingrimmig, »ist *ein* Störenfried jetzt ermittelt. Wir haben herausgefunden, wer da an unserem Gerät herumgemurkst und alles mögliche geklaut und uns so viel Kopfzerbrechen verursacht hat! Heute nacht wurde in den Wagen mit dem technischen Zubehör eingebrochen –

durch eine Luke, die so schmal ist, daß sich nur ein Junge durchzwängen kann. Zwei Objektive, die, fast tausend Dollar wert sind, wurden gestohlen. Ich habe festgestellt, daß sie fehlen – und ich habe noch etwas entdeckt. Der Dieb hat nämlich etwas verloren.«

Sein Blick bohrte sich in Chris' Augen.

»Ich habe dein Messer gefunden, Chris«, sagte er. »Da, wo es dir runtergefallen ist, als du die Objektive gestohlen hast. Niemand anders als du hätte durch die kleine Luke einsteigen können. Ich habe die Sache schon Kommissar Nostigon gemeldet, und wenn wir nach Fishingport zurückkommen, führe ich dich bei der Polizei vor. Ich fürchte sehr, daß du ins Kittchen wandern wirst!«

## Justus löst Rätsel Nummer eins

»Leute, wir sind ganz schön in Ungnade gefallen«, seufzte Bob.

»In Ungnade, ja, aber Chris ist im Gefängnis«, sagte Peter mit düsterer Miene. »Ich glaube nicht, daß er diese Kamera-Objektive gestohlen hat. Du, Just?«

Justus gab keine Antwort. Er saß auf dem Sofa in Mrs. Bartons Wohnzimmer und hatte eine abwesende Denkermiene aufgesetzt. Es war jetzt Nachmittag, und draußen prasselte der Regen nieder. Mr. Shaw hatte den Jungen verboten, das Haus zu verlassen, nachdem er ihnen am Abend zuvor eine harte Strafpredigt wegen ihres verantwortungslosen Handelns gehalten hatte.

»Just!« sagte Peter lauter. »Ich sagte eben, ich glaube nicht, daß Chris die Objektive gestohlen hat. Du?«

Justus hustete. Seine Erkältung machte ihm immer noch zu schaffen.

»Nein«, sagte er. »Ich auch nicht. Wir hätten gemerkt, wenn er ein falscher Fuffziger wäre. Chris ist in Ordnung. Nur spricht der Schein gegen ihn. Es ist ja auch merkwürdig, daß am Tatort sein Messer gefunden wurde.«

»Er hat es vor zwei Tagen verloren«, meldete sich Bob. »Das hat er erzählt.«

»Und natürlich hat man ihm das beim Verhör nicht abgenommen«, sagte Justus unter erneutem Husten. »Man möchte so gern glauben, daß mit den rätselhaften Vorfällen auf der Geisterinsel jetzt Schluß ist, und daher hält man ihn für den Schuldigen. So sind Erwachsene nun mal oft.«

»Schön, aber was hat es nun wirklich mit der Geisterinsel auf sich?« brummte Bob. »Wir sind Detektive, und wir sollten wenigstens einen Verdacht haben.«

»Es geht einfach darum, daß irgend jemand alle anderen von

der Geisterinsel fernhalten will, das ist alles«, äußerte Justus. »Das habe ich gestern herausgefunden. Das Rätselhafte ist nur: warum?«

Da ging gerade Mrs. Barton durchs Zimmer, weil es an der Haustür geklingelt hatte, und Justus hielt inne. Kommissar Nostigon kam im triefenden Regenmantel herein.

»Hallo, ihr drei«, sagte er. »Mrs. Barton, ich hätte mich gern einmal mit diesen Jungen unterhalten, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Selbstverständlich nicht, Herr Kommissar.« Mrs. Barton ging wieder zur Küche nach hinten, der Polizeichef hängte seinen Regenmantel weg und setzte sich. Bedächtig zündete er sich eine Zigarre an.

»Also«, sagte er. »Ich habe euch mitzuteilen, daß es für euren Freund Chris sehr schlecht aussieht. Wir haben alles durchsucht und die gestohlenen Objektive in einem kleinen Holzschuppen hinter der Hütte gefunden, in der Chris mit seinem Vater wohnt.«

»Er hat das Zeug nicht gestohlen!« sagte Bob erregt. »Das wissen wir genau!«

»Mag sein«, räumte Kommissar Nostigon ein. »Aber die Beweise sprechen gegen ihn. Jeder ' hier weiß, daß er alles daran setzt, um zu Geld zu kommen, damit er seinen Vater wieder nach Griechenland schicken kann.«

»Aber dazu braucht er nicht zu stehlen!« rief Peter. »Er hat Geld! Und es sieht ganz so aus, als könnte er noch mehr auftreiben!«

»So, so.« Der Kommissar sah die Jungen lange an. »Das ist ja sehr interessant. Er hat also Geld, wie? Und er bekommt vielleicht noch mehr. Was soll das heißen?«

Peter merkte zu spät, daß er das Geheimnis der Dublonen preisgegeben hatte. Er schwieg.

»Glaubt mir«, fuhr der Polizeichef fort, »ich mag Chris gern, und ich möchte ihm helfen. Aber niemand will mir genau berichten, was gestern passiert ist. Es heißt nur, daß ihr Jungen

irgendwie in eine mißliche Lage geraten seid und daß Rettung not tat. Ich glaube, ich begreife, warum ihr das so geheimhaltet. Wenn ihr einen Schatz gefunden habt und sich das rumspricht, wird die Geisterinsel in kürzester Zeit von Schatzsuchern nur so wimmeln. Aber trotzdem bin ich der Meinung, daß ihr mich einweihen solltet. Vielleicht kann ich eurem jungen Freund Chris helfen. Ich schlage also vor, ihr erstattet jetzt genau Bericht.«

Sie zögerten. Dann faßte Justus einen Entschluß.

»Ja, Sir.« sagte er. »Peter, hol den Beutel.«

Peter ging nach oben. Gleich darauf kam er mit Chris' prallgefülltem Leinenbeutel zurück. Er schüttete den Inhalt auf dem Sofa aus. Mit leisem Klinnen rollten vierzig oder fünfzig blinkende Dublonen auf die Polster.

Kommissar Nostigon bekam große Augen. »Donnerwetter!« sagte er. »Das ist tatsächlich ein Piratenschatz. Und den hat Chris gefunden?«

»Chris und Bob und Peter«, sagte Justus. »Auf der *Hand*, in einer Unterwasserhöhle. Chris möchte nochmal hin und wieder suchen. Deshalb haben wir es geheimgehalten.«

»Hm.« Kommissar Nostigon rieb sich das Kinn. »Nun, auf mich könnt ihr euch verlassen. Ich werde nichts sagen.«

»Sie sehen also«, sagte Bob eifrig, »Chris hätte es nicht nötig, irgendwas zu stehlen. Er hat Geld und findet vielleicht noch mehr.«

»Gut«, erwiderte der Polizeichef, »aber ich fürchte, das beweist noch nichts. Die Dublonen hat er ja erst gefunden, nachdem die Objektive schon gestohlen worden waren. Chris wußte also noch nicht, daß er bald Geld haben würde. Und das bedeutet, daß der Schein immer noch gegen ihn spricht.«

Das stimmte. Bob machte ein langes Gesicht, als ihm das klar wurde. Peter grub die Hände tief in die Taschen.

Justus hustete wieder und putzte sich die Nase. Dann begann er zu sprechen.

»Entschuldigen Sie, Herr Kommissar«, sagte er. »Ich muß zu-

geben, daß sowohl Mr. Shaw als auch Mr. Norris und Jeff das Geheimnis der Geisterinsel als enthüllt ansehen – daß für sie Chris die Wurzel des Übels ist. Aber ich bin überzeugt, daß sie sich täuschen. Es gibt da noch jemand im Hintergrund, den wir gar 'nicht kennen. Es muß ihn einfach geben. Wir wollen doch die Sache noch einmal von Anfang an durchgehen. Als erstes --»

In diesem Augenblick trat Mrs. Barton ein.

»Kommt zum Abendessen, Jungs«, sagte sie. »Oh, ich wußte nicht, daß unser Besuch noch da ist. Bitte lassen. Sie sich nicht stören, Herr Kommissar.«

Sie wandte sich schon wieder zum Gehen, als ihr Blick auf das Häufchen Goldmünzen auf dem Sofa fiel. Sie riß die Augen auf und verließ fluchtartig das Zimmer. Sie sauste den langen Flur entlang zum Telefon, und im nächsten Augenblick begann sie in erregtem Flüsterton zu sprechen.

»Also das ist die Höhe, Ella«, sagte sie. »Was sagst du dazu? Diese Jungen, die bei mir wohnen, sind tatsächlich hier auf Schatzsuche. Du, ich hab' gerade einen Riesenhaufen Goldstücke gesehen, die sie gefunden haben. Ja, die haben sie bestimmt auf der Geisterinsel entdeckt. Du liebe Zeit, wieviel das war, weiß ich nicht aber mir schien es eine ganze Menge zu sein. Wahrscheinlich ist das nur ihr Anteil. Und ich wette, da draußen gibt's noch viel mehr von dem Zeug!«

Sie legte auf und wählte eine andere Nummer . . .

Und die Jungen, die keine Ahnung hatten, daß sich die Nachricht von ihrem Fund schon in der Stadt verbreitete, waren noch immer ins Gespräch mit dem Polizeichef vertieft.

Justus schilderte in großen Zügen, was geschehen war. Erst sprach er von der Gespensterfurcht, die jahrelang die Leute von der Geisterinsel ferngehalten hatte. Dann erinnerte er den Kommissar an den Ärger, den die Filmgesellschaft gehabt hatte, seit man sich auf der Geisterinsel niedergelassen hatte. Er erzählte nochmals, wie er mit Peter und Bob gleich an ihrem Ankunftsabend draußen ausgesetzt worden war.

Schließlich berichtete er noch von der Warnung, die er am Vortag von jenem großen, mageren Mann mit der auf die Hand tätowierten Seejungfrau erhalten hatte.

Der Kommissar rieb sich das Kinn.

»Könnte Bill Ballinger gewesen sein«, meinte er. »Sonderbar, höchst sonderbar. Weiter, Justus.«

Justus schilderte, wie Chris' Boot gerammt und versenkt worden war, und schloß mit den Worten: »Herr Kommissar, schält sich die Absicht nicht recht deutlich heraus? Denn Absicht steckt dahinter. Es geht darum, die Leute von der Geisterinsel fernzuhalten. Erst hat die Gespensterfurcht die Einheimischen abgeschreckt. Und wie dann die Filmleute kamen, versuchte man, ihnen den Aufenthalt hier durch Störaktionen gründlich zu verleiden. Als es sich herumsprach, daß wir drei herkommen würden, muß man angenommen haben, wir seien viel wichtiger, als wir es tatsächlich sind. Sam Robinson bekam den Auftrag, uns auf der *Hand* auszusetzen, damit wir es mit der Angst bekommen und wieder abreisen sollten. Dann erhielt ich diese Warnung, wir seien hier unerwünscht und sollten nach Hollywood zurückkehren. Fast zur selben Zeit versenkte jemand Chris' Segelboot, damit er nicht mehr vor der Geisterinsel segeln konnte. Und um ganz sicherzugehen, hat man noch diese Kamera-Objektive gestohlen und Chris' Messer am Tatort hingelegt, um ihn zu belasten und ins Gefängnis zu bringen. Alles deutet darauf hin, daß jeglicher Besuch von der Geisterinsel ferngehalten werden soll.«

»Nun ja«, meinte der Kommissar, »es sieht ganz so aus. Ich muß das alles mal überdenken. Was Chris angeht, so würde ich ihn gern freilassen, und Doktor Wilbur würde auch für ihn bürgen, aber Richter Harvey müßte dazu, seine Unterschrift leisten, und er ist gerade auf Dienstreise. Ich kann nichts ausrichten, ehe er zurückkommt. Aber ich werde alles daransetzen, um Chris freizubekommen.«

Damit verabschiedete er sich und ging. Peter steckte die

Golddublonen hastig in den Beutel zurück und trug ihn hinauf, wo er ihn unter seiner Matratze versteckte.

Als er wieder herunterkam, stand das Abendessen auf dem Tisch. Mrs. Barton füllte die Teller der Jungen mit einem merkwürdig wissenden kleinen Lächeln. Als sie dann die Schaumspeise zum Nachtisch auftrug, konnte sie nicht länger an sich halten.

»Ihr seid mir rechte Spitzbuben«, sagte sie vorwurfsvoll, »mir keinen Ton davon zu sagen, daß ihr zur Schatzsuche auf der Geisterinsel hergekommen seid.«

Die Jungen sahen Mrs. Barton überrascht an.

»Aber was denken Sie, Mrs. Barton –« fing Justus an.

»Ich hab's doch gesehen!« erwiderte sie. »Den Haufen Gold, den ihr dem Kommissar gezeigt habt. Ich wollte gar nicht spionieren, aber als ich ins Zimmer kam, lag ja alles auf dem Sofa. Ich finde das ungeheuer aufregend.«

Bestürzt schauten die Jungen einander an.

»Haben Sie jemand davon erzählt, Mrs. Barton?« fragte Justus.

»Nur meinen drei besten Freundinnen«, sagte Mrs. Barton.

»Ich konnte nicht anders, es war zu aufregend, einen solchen Schatz auf einem Haufen zu sehen. Wieviel ist es eigentlich?«

»Nicht annähernd so viel, wie Sie vermuten, Mrs. Barton«, sagte Justus. »Und überhaupt wurde es nicht auf der Geisterinsel gefunden.«

»Na, mir kannst du nichts weismachen, junger Mann!« Sie drohte ihm scherhaft mit dem Finger. »Sobald morgen die Sonne raus ist, werdet ihr draußen auf der Insel Besuch bekommen. Ich möchte meinen, daß nicht wenige rüberfahren und ihr Glück als Schatzsucher versuchen werden. Du liebe Zeit, ich würde ja selber gehen, wenn ich noch jünger und beweglicher wäre. Es tut mir leid, das sagen zu müssen, aber die Leute hier nehmen es ein wenig übel, daß ihr so einfach daherkommt und auf der Geisterinsel Schätze findet, wo doch die Stadt so arm ist und sie so nötig brauchen könnte.«

Sie begann, das Geschirr abzuräumen.

»Aber ich rede wieder zu viel«, sagte sie. »Ich komm immer richtig in Fahrt, wenn ich mal anfange.«

Sie ging in die Küche und ließ die drei Jungen in großer Aufregung zurück.

»Das hat noch gefehlt!« rief Peter. »Morgen wird sich die halbe Stadt zur Geisterinsel aufmachen. Da wird der Film niemals fertig. So eine blöde Geschichte. Und wir sind auch noch dran schuld.«

»Sicher, das sind wir«, sagte Bob. »Dein Vater wird bald hier reinschauen, Peter. Was sollen wir ihm sagen?«

»Die Wahrheit natürlich«, sagte Peter zurück. »Oder etwa nicht, Justus?«

»Möchte ich meinen«, bekräftigte Justus. »Aber ich habe eine Idee. Laßt mich mal eben darüber nachdenken.«

Er dachte mit großer Ausdauer nach ' während Peter und Bob lustlos in alten Illustrierten blätterten.

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit kamen Mr. Shaw und Harry Norris. Sie berichteten, daß Roger Denton am nächsten Morgen zurück sein werde und man anschließend mit den Aufnahmen auf der Insel beginnen wolle. Der Kurzfilm mit den Jungen, die nach dem Piratenschatz tauchen, war allerdings gestrichen worden. Der Vorfall mit der Unterwasserhöhle – war nur *ein* Grund dafür. Das trübe Wasser und Justs Erkältung hatten mit den Ausschlag gegeben.

Unter normalen Umständen wären die Jungen zutiefst enttäuscht gewesen, aber es gab jetzt vordringlichere Aufgaben, als sich damit aufzuhalten. Sie erzählten Mr. Shaw und Mr. Norris, was geschehen war, und die beiden Männer nahmen es mit Bestürzung auf.

»Das macht uns alles kaputt!« rief Mr. Shaw. »Die Schatzgräber werden wie ein Heuschreckenschwarm über uns herfallen. Und keiner wird es uns je abnehmen, daß wir nicht selber auf der Suche nach dem Piratengold sind.«

»Ich habe eine Idee«, sagte Justus bedächtig. »Ich glaube, das

könnte die Situation noch retten. Warum eigentlich nicht all die Leute filmen, die zur Insel herauskommen und dann dort herumrennen und Gold suchen? Sie könnten daraus einen Kurzfilm machen, vielleicht mit dem Titel »Goldfieber«. Als Komparsen könnten Sie niemals so viele Leute zusammenkriegen, aber sie kommen ja ungerufen, und das könnte einen prima Film geben.«

Harry Norris überlegte kurz.

»Hört sich nicht übel an«, meinte er dann. »Natürlich ist es eine verfahrene Situation, aber vielleicht können wir so für uns das Beste daraus machen. Wenn wir zum Beispiel zeigen, wie jemand was findet und sich das herumspricht, und wie dann die ganze Stadt angesegelt kommt und sucht, und wir filmen – die Wühlerei . . . Ja«, wandte er sich an Peters Vater, »ich glaube, wir können es hinkriegen. Wichtig ist, daß wir diese Schatzgräberei organisieren. Ich könnte mir das so vorstellen –«

In knappen Worten schilderte er, nach weichem Plan er die Schatzsuche ablaufen lassen wollte.

»Statt die Leute von der Insel fernzuhalten«, sagte er »laden wir sie ein, herzukommen und zu buddeln! Wir lassen Doktor Wilbur über den Regionalsender im Radio sprechen – er soll sie alle einladen, morgen als Schatzgräber auf der Geisterinsel anzurücken. Wir sagen, wir glauben nicht, daß es etwas zu finden gibt, aber jedermann kann gern kommen und selbst suchen. Und wir setzen fünfhundert Dollar aus, die am Abend in einer Tombola als Hauptgewinn gezogen werden. Das wird sie überzeugen, daß wir selbst nicht an die Sache mit dem Schatz glauben. Zur Bedingung machen wir, daß jeder, der graben möchte, bei uns ein Los für die Tombola nimmt, und daß niemand das Karussell oder die Achterbahn beschädigt. Abends spendieren wir dann ein großes Muschel-essen für alle und veranstalten die Ziehung. Tagsüber können wir filmen, wie sich die Leute beim Graben verrückt machen, und auf diese Weise das Material für einen spannenden

Kurzfilm mit dem Titel ›Goldfieber‹ sammeln, wie Justus es vorschlägt. Wenn dann alles gelaufen ist, sind die Leute überzeugt, daß es keinen Schatz gibt, und lassen uns später in Ruhe, und wir können die Szenen für ›Gejagt bis ans Ende der Welt‹ endlich ohne weitere Störungen abdrehen.«

»Ich glaube, das wird klappen«, sagte Mr. Shaw. »Gehen wir über ins Hotel und rufen wir Mr. Denton in Philadelphia an. Und ihr drei –« wandte er sich an die drei ???, »bleibt, wo ihr seid. Geht bald ins Bett. Morgen könnt ihr zur Insel rauskommen und euch den Trubel ansehen. Aber daß ihr euch inzwischen nicht wieder Schwierigkeiten einhandelt!«

»Aber Papa, wegen Chris –« fing Peter an.

»Der Bursche kann ein paar Tage hinter Gittern bleiben, das wird ihm eine Lehre sein«, erwiderte sein Vater. »Kommen Sie, Norris.«

Die Männer gingen eilig weg. Mutlos ließen die Jungen die Köpfe hängen.

»Und ich hatte so gehofft, wir könnten ihnen klarmachen, daß Chris gar nichts angestellt hat«, sagte Peter. »Aber die haben ja nicht mal zugehört.«

»Erwachsene hören nicht gern auf Kinder, wenn sie einmal eine vorgefaßte Meinung haben«, stellte Bob fest. »Trotzdem, Just – du hast da eine glanzvolle Idee gehabt, mit dem Kurzfilm über die Schatzgräber.«

Justus antwortete nicht. Er war schon wieder beim Überlegen. Seine Gedanken sausten nur so hin und her, und immer wieder kamen sie auf die bekannten Tatsachen zurück.

»Nun übertreib mal nicht mit Nachdenken«, riet Peter, »sonst brennt vielleicht eine Sicherung durch.«

Justus hustete laut. Dann malte sich Zufriedenheit in seinem runden Gesicht.

»Was gibt's, Just?« fragte Bob. »Ist dir was eingefallen?«

»Ich glaube, ich bin auf eine einleuchtende Erklärung dafür gestoßen, warum ihr in dieser verborgenen Höhle unter der *Hand Golddublonen* gefunden habt«, sagte er.

»Wirklich?« Peter schrie es beinahe. »Was denn? Und mach's kurz. Deine langen Reden kannst du dir jetzt sparen.«

»Bob, wir wollen dein Protokoll vornehmen«, sagte Justus. »Ich möchte die Stelle mit Kapitän One-Ear und seinem letzten Gefecht gegen die Briten nochmal nachlesen.«

Also stiegen die drei in ihr Zimmer hinauf. Bob hatte die Stelle schnell gefunden. Er las vor, wie der Pirat nachts von britischen Soldaten überrascht wurde. Er war mit seinen Schatzkisten geflüchtet, die Verfolger hinter sich, und war auf der »Hand« gelandet. In der Dunkelheit war er seinen Verfolgern entkommen, aber bei Tagesanbruch hatten sie ihn umzingelt und gefangengenommen. Seine Schatztruhen waren jedoch leer, und die Engländer mußten feststellen, daß er den ganzen Inhalt ins Meer geschüttet hatte, damit er nicht in ihre Hände fiel. Und es war nicht aus ihm herauszubringen, an welcher Stelle im umgebenden Wasser er die Kisten geleert hatte. Er sagte nur: »Neptun hat die Dublonen fest im Griff, und niemand wird sie je wieder sehen, ehe er sie nicht selbst herausgibt.«

»Na und?« fragte Bob.

»Begreifst du nicht?« gab Justus zurück. »Wenn er die Dublonen einfach ins Meer geschüttet hätte, dann hätte er gesagt, das Gold liege auf dem Meeresgrund oder meinewegen in Neptuns Schatzkammer. Aber er sagte ›Neptun hat die Dublonen fest im Griff. Na, womit greift man?‹«

»Mit der Hand natürlich!« sagte Bob aufgeregt. »Sag mal, Just, meinst du etwa –«

Justus nickte. »Es ist das einzig Logische«, sagte er. »Als er merkte, daß es für ihn kein Entkommen gab, warf Kapitän One-Ear all seine geraubten Schätze in das Spritzloch hineinunter. Und mit den Briten machte er sich einen Scherz und sagte, das Gold sei in Neptuns Griff – womit er meinte, im Zugriff der *Hand*. Selbst wenn sie dahintergekommen wären, was er meinte, hätten sie nicht herangekonnt. Und so blieb der Schatz all die Jahre in diesem Versteck unter Wasser.«

»Dann muß es dort noch viel mehr davon geben!« rief Peter.  
»Chris hat recht! Da unten in der Höhle lagern vielleicht noch wahre Reichtümer!«

»Das glaube ich nicht«, sagte Justus. »Ihr müßt bedenken, daß es lauter einzelne Münzen waren, die er in das Loch hinunterschüttete. Drei Jahrhunderte lang hatten Ebbe, Flut und Strömung Zeit genug, um das meiste davon in der Tiefe zu begraben oder in die Bucht hinauszuschwemmen. Ein paar Dublonen könnten dort noch im Sand stecken, aber ich bezweifle, daß es viele sind. Ihr habt das meiste von dem gefunden, was der Ozean übrig ließ.«

Peter seufzte. »Du bist immer so logisch, aber ich vermute, du hast recht. Für Chris würde es mich allerdings freuen, wenn er noch recht viel finden würde, damit er seinem Vater die Reise nach Griechenland bezahlen und sich ein neues Boot kaufen kann.«

Bei der Erwähnung von Chris' Namen erinnerten sie sich wieder an seine mißliche Lage, und das drückte ihre Stimmung sehr. Aber es gab nichts, was sie hätten tun können, und so gingen sie bald zu Bett.

Peter und Bob schliefen sofort ein. Justus fand jedoch keinen Schlaf. Sein Gehirn arbeitete jetzt besonders angestrengt. Da gab es noch ein weiteres Geheimnis, das der Enthüllung bedurfte. Er war überzeugt, daß er alle Tatsachen kannte und es nur darauf ankam, sie richtig zu kombinieren.

Er dachte wieder daran, wie der alte Kapitän One-Ear die Engländer zum Narren gehalten und heimlich seinen Schatz in das Spritzloch hinuntergeschüttet hatte. Dann kamen ihm plötzlich einige Worte ins Gedächtnis, die er gehört und schon fast vergessen hatte. Und mit einem Mal überblickte er die Zusammenhänge ganz klar.

*Erinnert ihr euch auch? Da war doch viel, viel später nochmals etwas Wertvolles ins Meer geschüttet worden, um es nicht in den Besitz*



*der Verfolger gelangen zu lassen. Könnte es sein, daß Kapitän One-Ears Hinterlist dabei zum zweiten Mal durchgespielt wurde?*

»Das ist es!« rief Justus laut und setzte sich mit einem Ruck auf »Zehn Jahre! So ist das also gewesen. So muß es sein! Bob, Peter, aufwachen!«

Die beiden anderen schreckten auf und gähnten schlaftrunken.

»Was ist denn, Just?« fragte Peter. »Hast du schlecht geträumt?«

»Nein!« sagte Justus erregt. »Ihr zwei müßt euch sofort anziehen und zur Geisterinsel hinübergliedern. Ich habe soeben das wahre Geheimnis der Insel entdeckt!«

Rasch erklärte er ihnen, was er gerade überlegt hatte. Sie hörten mit offenem Mund zu, und als Justus geendet hatte, sagte Peter: »Just, du bist ein Genie! Bestimmt hast du recht – es ist die einzige Erklärung, die alles zusammen berücksichtigt!«

»Ich weiß nicht, wieso ich dazu so lange brauchte«, sagte Justus. »Auf alle Fälle bin ich ganz sicher, daß das die Lösung ist. Ihr fahrt jetzt hinüber zur Insel und überprüft meine Schlußfolgerungen. Dann weckt ihr deinen Vater, Peter, und die anderen. Zeigt ihnen euren Fund. Und dann überlaßt ihnen alles Weitere.«

Er bekam einen sehnuchtsvollen Blick. »Ich würde so gern mit euch gehen«, sagte er, »aber mir tut's überall weh.«

»Du hast genug getan, Just«, sagte Bob. »Das dürfte unser Ansehen retten. Wäre ganz nett, zur Abwechslung als Held gefeiert zu werden. Aber warum sollen wir die Männer nicht gleich wecken und gemeinsam losziehen?«

»Weil«, sagte Justus, »ich mich möglicherweise irre. Dann wären sie stocksauer, daß wir sie aus dem Schlaf gerissen ha-

ben. Wenn meine Theorie nicht stimmt, rudert ihr einfach wieder zurück, und kein Hahn kräht mehr danach.«

»Na schön«, sagte Peter. »Ich würde Papa ja gern – einweihen. Aber machen wir es so, wie du meinst.«

Fünf Minuten später waren er und Bob angezogen und hatten ihre Taschenlampen geholt. Auf Zehenspitzen tasteten sie sich im Dunkeln die Treppe hinunter und schllichen aus dem Haus.

Justus legte sich wieder hin. Er fühlte sich sehr elend. Warum hatte er sich ausgerechnet jetzt erkälten müssen? Aber da war nun einmal nichts zu machen, und es gab ja keine Gefahr für seine Detektivkollegen.

Keine Gefahr?

Ein neuer Gedanke traf ihn mit der Wucht eines Baseballschlägers. Natürlich gab es eine Gefahr, höchste Gefahr sogar! Wäre er doch nicht so selbstzufrieden gewesen – nun hatte er sie ganz außer acht gelassen. Dabei riskierten Bob und Peter ihr Leben!

## Bob und Peter in der Klemme

Peter legte sich kräftig in die Riemen des kleinen Ruderboots, das sie zum Glück an der Pier der Filmleute vertäut vorgefunden hatten. Im dämmrigen Sternenschein hielten sie Kurs auf die Geisterinsel.

»Da ist sie«, flüsterte Bob, als die Insel plötzlich vor ihnen als schwarzer Umriß aus der Dunkelheit auftauchte.

Peter hatte einen guten Orientierungssinn. Er ruderte zu der kleinen Bucht in der Nähe des Vergnügungsparks. Das Land kam näher und umgab sie dann zu beiden Seiten, Peter manövrierte das Boot schweigend vorwärts, bis der Bug im Sand auflief. Bob sprang aus dem Boot und zog es aufs Ufer hoch.

»Jetzt müssen wir durch den Vergnügungspark«, sagte Peter leise. »Dann den Weg entlang bis zur Höhle. Zu dumm, daß Just sagte, wir sollten Papa nicht wecken!«

»Finde ich auch«, bestätigte Bob. »Ein bißchen Gesellschaft käme mir jetzt gerade recht. Meinst du, du findest im Dunkeln den Weg, Peter?«

»Klar«, antwortete Peter. Er zögerte aber doch kurz. Es war sehr dunkel und ganz still, bis auf das schwache Geräusch der am Ufer auslaufenden Wellen. »Na ja«, sagte er. »Dann wollen wir mal.«

Er ging voraus und ließ die Taschenlampe einmal kurz aufleuchten, um zu sehen, was vor ihnen lag. Gleich darauf waren sie inmitten der verfallenen Aufbauten des Vergnügungsparks.

Wie ein riesiges Skelett hob sich die Achterbahn gegen den Himmel ab und diente Peter als Orientierungshilfe; er umrundete sie und ging dann am Karussell vorbei.. Vor der hinteren Umzäunung des Platzes blieb er stehen.

»Verflixt«, sagte er leise. »Ich werde Papa doch wecken. Nicht weil ich Angst habe – die hab' ich nämlich auch –, son-

dern weil Papa wissen müßte, was wir hier tun. Immerhin sagte er, wir sollten bei Mrs. Barton bleiben und – ach, ich finde einfach, er müßte erfahren, was Just ausgeknobelt hat.« »Also gut«, erwiderte Bob flüsternd. »Machen wir's so. Es beruhigt mich auch.«

Sie kehrten um. Und dann blieben sie mit jagendem Herzen wie angewurzelt stehen. Da war jemand hinter ihnen gewesen. Ein großer Kerl. Einer, der ihnen jetzt mit gleißendem Lichtstrahl ins Gesicht leuchtete und barsch rief. »Halt, stehenbleiben! Hab' ich euch endlich erwischt!«

Beide Jungen erstarrten zur Salzsäule. Das Licht blendete sie so, daß sie überhaupt nichts sehen konnten. Dann sagte eine verwunderte Stimme: »Zum Donnerwetter nochmal! Bob und Peter sind das! Seid ihr verrückt, euch jetzt heimlich auf der Insel herumzutreiben?«

Der Mann ließ die Lampe sinken. Jetzt konnten ihn die Jungen sehen, doch sie hatten ihn bereits an der Stimme erkannt. Es war Tom Farraday, der Wachmann.

»Hätte böse ausgehen können für euch«, sagte er. »Ich dachte, ihr wärt dabei, die Anlagen kaputtzumachen, die wir wieder in Gang gesetzt haben. Jetzt raus mit der Sprache – was treibt ihr hier?«

»Justus hat das Geheimnis dieser Insel herausgefunden«, sagte Bob. »Wir kamen rüber, um zu sehen, ob er recht hat.«

»Das Geheimnis der Insel?« Man hörte Tom Farraday die Verblüffung an. »Was wollt ihr damit sagen?«

»Es gibt hier wirklich einen verborgenen Schatz«, erklärte Peter. »Zumindest Just ist davon überzeugt.«

»Einen Schatz?« Der Wachmann glaubte ihnen offensichtlich nicht. »Was für einen Schatz?«

»Ja, wissen Sie –« fing Peter an. Aber Bob unterbrach ihn.

»Sie haben Justus zu der Erkenntnis verholfen«, sagte er. »Sie selbst gaben ihm den Hinweis, der ihm noch gefehlt hatte.«

»Moment mal!« knurrte der Mann. »Ich habe keine Ahnung, wovon ihr redet.«

»Gestern früh«, sagte Bob, »haben Sie uns erzählt, wie die Ballinger-Brüder vor zehn Jahren Ihren Geldtransport stoppten, hunderttausend Dollar raubten und Ihnen den linken Arm kaputtschlugen.«

»Ja, und? Was ist damit?«

»Und dann«, meldete sich Peter zu Wort, »erzählten Sie weiter, wie die Ballingers in einem manövrierunfähigen Boot von der Küstenwache geschnappt wurden, und wie die Küstenwache sah, daß sie ein paar Bündel, über Bord warfen. Das gestohlene Geld, wie jedermann vermutete.«

»Natürlich war es das. Und was weiter?«

»Na ja«, fuhr Bob fort, »genau vor zehn Jahren hat es angefangen, daß jemand die Leute von der Insel weggraulte, indem er eine neue Schauermär von dem Gespenst auf dem Karussell verbreitete. Justus sagt, es könne kein Zufall sein, daß der Überfall vor zehn Jahren passiert ist und die Abschreckungsmanöver gegen Inselbesucher auch seit zehn Jahren im Gange sind. Er meint, da müßte es einen Zusammenhang geben.«

»Mir ist immer noch nicht klar, worauf ihr hinauswollt«, entgegnete Tom Farraday verwundert.

»Begreifen Sie nicht?« sagte Peter bedeutungsvoll. »Die Ballingers versuchten, mit einem Boot zu entkommen, hatten aber einen Motorschaden. Trotzdem müssen sie es bis zur Geisterinsel geschafft haben, und dort versteckten sie das gestohlene Geld. Dann ruderten sie wieder weg. Nach ihrem Plan sollte im Fall ihrer Gefangennahme jedermann glauben, das Geld sei futsch, so daß sie es nach ihrer Entlassung in aller Ruhe holen und damit verschwinden konnten. Sie sagten selbst, die beiden seien jetzt vor ein paar Wochen aus dem Zuchthaus entlassen worden. Aber anscheinend haben sie ihre Beute noch nicht abgeholt, denn mit den Filmleuten auf der Insel war ihnen das Risiko zu groß, dabei erwischt zu werden.«

»Donnerwetter!« sagte Tom Farraday. »Euch muß man ja

wirklich glauben! Aber angenommen, die Ballingers hätten das Geld tatsächlich auf der Insel versteckt – hat euer Freund eine Vorstellung davon, wo das sein könnte?«

»Justus sagt, es müßte sozusagen in luftiger Höhe sein«, sagte Bob. »Vergrabene Leinensäcke mit Banknoten würden ja verrotten. Der beste hochgelegene und trockene Platz auf der Insel ist –«

»Die alte Höhle!« rief Tom Farraday. »Da sind jede Menge Felsspalten, wo man Geldsäcke reinstopfen könnte!«

»Das meint Justus auch«, bestätigte Peter. »Es ist das einzige Versteck, das hoch genug liegt, um das Geld sicher und trocken zu verwahren.«

»Allerdings«, warf Bob ein, »werden morgen Hunderte von Leuten zu einer Mammut-Schatzsuche über die ganze Insel ausschwärmen, und todsicher nimmt sich dann jemand auch die Höhle vor. Deshalb sind wir noch heute nacht hergekommen, um das Geldversteck zu suchen.«

»Zum Kuckuck, da könnt ihr recht haben!« rief Tom Farraday.

»Wenn man es bedenkt – all das Geld liegt seit zehn Jahren in der Höhle versteckt, und keiner hat davon eine Ahnung, bis ihr Burschen daherkommt. Warum ist es mir bloß nicht selber eingefallen? Na, jetzt gibt's nur eins. Gehen wir und schauen wir nach, ob das Geld tatsächlich dort ist.«

»Wir wollten eben noch Mr. Shaw holen«, sagte Bob.

»Nicht nötig«, wehrte Tom Farraday ab. »Die müssen ja so früh aufstehen, laßt sie nur schlafen. Wenn wir das Geld finden, können wir es herunterschaffen und sie dann wecken. Wenn wir nichts finden, könnt ihr zwei kehrtmachen, und dann war's eben Fehlalarm.«

»Aber –« fing Peter an, doch Tom Farraday hatte sich bereits zum Gehen gewandt.

»Folgt mir«, sagte er. »Ich kenne den Weg.«

Tom Farraday schritt rasch zwischen den Bäumen hindurch, und die Jungen kamen dicht hinterdrein. Die Umgebung wirkte gespenstisch, kein Laut war zu hören, und Bob war

recht froh, daß sie Tom Farraday begegnet waren. Mit dem großen, stämmigen Mann als Begleiter fühlte er sich sicherer.

»Autsch!« entfuhr es da Bob. Jemand war hinter einem Baum vorgetreten und hatte ihn gepackt. Starke Hände hielten ihn wie in einem Schraubstock umklammert.

»Hilfe, Mr. Farraday!« brachte Bob noch entsetzt hervor. Dann legte sich eine kräftige Hand über seinen Mund und erstickte seine Stimme.

Hinter sich hörte er heftiges Füßescharren, einen unterdrückten Aufschrei von Peter – dann war alles still. Aber Tom Farraday stand wenige Schritte voraus frei da, und er hatte eine Waffe bei sich. Er würde doch – Tom Farraday drehte sich um. Er wirkte nicht im mindesten überrascht. Und seinen Revolver zog er auch nicht. »Gut gemacht!«, sagte er. »Nicht mal brüllen konnten sie.«

»Du hast schön versagt!« entgegenete der Mann, der Bob festhielt. »Wenn sie nun erst zum Camp gegangen wären und die Filmleute geweckt hätten? Dann könnten wir jetzt in den Mond gucken!«

»Sie haben's ja nicht getan, und wir haben sie erwischt«, sagte der Wachmann leicht verwirrt. »Also ist doch alles in Ordnung.«

»Nein, eben nicht«, sagte der große, magere Mann, der Peter im Griff hatte. »Jetzt müssen wir uns die beiden auch noch vom Hals schaffen. Aber das hat Zeit. Erst bringen wir sie mal zum Boot, dann, holen wir das Geld, und zum Schluß kümmern wir uns um diese Bengels, die ihre Nase überall reinstecken müssen.«

»Klar, Bill, ist ja gut«, stimmte Tom Farraday hastig zu. »Stimmt das, was sie sagten – daß das Geld in der Höhle steckt?«

»Braucht dich nicht zu kümmern. Das geht nur uns was an!« knurrte der Kerl, der Bob gepackt hielt.

»Es geht auch mich was an!« erhob Tom Farraday Einspruch. »Schließlich gehört mir ein Drittel von diesem Geld,

und ich habe zehn Jahre lang darauf gewartet. Ganz zu schweigen von dem verkrüppelten Arm, den mir euer Ungeschick eingetragen hat!«

»Halt die Klappe! Du redest zu viel«, sagte der Mann, den sie Bill nannten. »Du kriegst schon, was dir zusteht. Zieh jetzt das Hemd aus und reiß es in Streifen. Wir müssen die Burschen hier fesseln und knebeln.«

»Aber —«

»Vorwärts!«

»Ja, ich mach' ja schon.«

Tom Farraday schlüpfte aus seiner Jacke, zog sein Hemd über den Kopf und zerriß es flink in Streifen. Bobs benommener Geist regte sich wieder. Bill und Jim — so hießen doch die Ballinger-Brüder. Und Tom Farraday war offenbar ihr Spießgeselle! Er mußte den Ablauf des Raubüberfalls von Anfang an mit geplant haben. Er ließ sich eins überziehen, um den Verdacht von sich abzulenken, aber sie erwischten ihn zu kräftig und brachen ihm dabei das Schlüsselbein. Seither hatte er darauf gewartet, daß die Ballingers sich das Geld aus dem Versteck holten, damit er seinen Anteil bekäme.

Bobs Gedankenflug wurde jäh unterbrochen, als die Hand über seinem Mund weggenommen wurde. Er riß den Mund weit auf und schrie los, aber da stopfte ihm Tom Farraday schon einen Knäuel Hemdenstoff zwischen die Zähne. Ein weiterer Stoffstreifen wurde ihm um den Kopf geknüpft, um den Knebel festzuhalten. Im nächsten Augenblick — bekam Bob die Anne auf den Rücken gedreht und Tom Farraday band seine Handgelenke mit einem festen Streifen zusammen. Bob war mustergültig gefesselt und geknebelt.

Nachdem die Ballinger-Brüder auch Peter Knebel und Handfesseln angelegt hatten, packten sie die Jungen beim Jackenkragen.

»Und jetzt«, fauchte ihnen Bill Ballinger ins Ohr, »setzt euch vor uns her in Trab. Versucht keine Tricks, das würde euch bitter, bitter leid tun!«

Bob stolperte über den unebenen Boden hin. Er konnte hören, wie Peter hinter ihm vorwärts gestoßen wurde. Wie weit sie durch die Finsternis tappten, konnten weder Peter noch Bob genau feststellen. Doch nach einer Zeit, die ihnen sehr lang erschien, kamen sie zu einem kieselbedeckten Ufer. Undeutlich sahen sie vor sich ein großes Motorboot, das auf den Sand heraufgezogen worden war,

»Rein mit euch beiden!« knurrte Bill Ballinger. Mühsam kletterten die Jungen vom Bug aus in den freien Raum vor dem Motor.

»Und runter!« brummte Ballinger und gab ihnen einen Stoß, der sie beide umwarf. »Jim, bring mir die Angelschnur her. Ich will ganz sichergehen, daß die Burschen sich nicht dünnmachen, solange wir beschäftigt sind.«

Kurz darauf wurde Bob mit kräftiger Angelschnur so gründlich umwickelt, bis er wie ein wohlverschnürtes Paket dalag. Dann wälzten ihn die beiden Männer zur Seite und verfuhren mit Peter ebenso, bis auch er sicher verpackt war.

Die ganze Zeit unterhielten sich die Brüder in leisem, aufgebrachtem Ton. Sie waren wütend auf die Jungen, weil sie am Nachmittag fündig geworden waren und damit den Anstoß zu der großen, organisierten Schatzsuche des nächsten Tages gegeben hatten. Bob erkannte, daß die beiden vorgehabt hatten, in Ruhe abzuwarten und sich der Beute im Versteck erst dann zu nähern, wenn es absolut gefahrlos war. Doch die Aussicht auf Schwärme von Schatzsuchern auf der Insel hatte sie ungeachtet des Risikos zu sofortigem Handeln gezwungen.

»So!« sagte Bill Ballinger schließlich. »Diese beiden jungen Aale werden uns jetzt nicht mehr entkommen! Los, Jim, holen wir uns den Zaster. Wir haben schon genug Zeit vertan.«

Die beiden Männer stiegen aus dem Boot.

Am Ufer sagte Jim Ballinger halblaut: »Du bleibst hier, Tom, und behältst das Boot im Auge. Laß einen Eulenruf hören, wenn du uns warnen mußt.«

»Was habt ihr mit den beiden vor?« hörten die Jungen den Wachmann voll Unbehagen fragen. »Sie werden alles erzählen, sie werden mich verraten –«

Einer der Brüder stieß ein häßliches Lachen aus.

»Nichts werden sie erzählen«, sagte er. »Wir nehmen sie nämlich mit. Kümmer du dich nicht darum, was wir vorhaben. Aber sobald wir weg sind, kippst du ihr Ruderboot um und schiebst es ins Wasser. Morgen findet man es kieloben auf der Bucht, und die Leute werden glauben, sie sind gekentert und ins offene Meer abgetrieben worden.«

»Na gut, wenn es sein muß«, erwiderte der Wachmann. Dann entfernten sich die Schritte der beiden Ballingers, und es herrschte Stille.

Bob und Peter hörten Tom Farraday vor sich hinmurmeln: »Also deshalb verbreiteten alle ihre Verwandten und Bekannten diese Mär von der Geistererscheinung! Damit keiner auf der Insel herumstreift! Wäre ich bloß früher dahintergekommen – dann hätte ich das ganze Geld für mich allein haben können!«

Bob lag dicht neben Peter auf der Seite. Er versuchte zu sprechen, aber er brachte nur einen undeutlichen Laut hervor. Seine Finger mühten sich, den Knoten an seinen Handfesseln zu erreichen, und gaben wieder auf.



*Gemeine Schurken, dieser Tom Farraday und seine sauberen Freunde! Bei Toms Bericht vom Überfall auf den Geldtransport am Anfang unserer Geschichte hätte ich ganz gern auf den Widerspruch hingewiesen, der darin lag, daß die beiden Räuber den Strecken- und Zeitplan des gepanzerten Wagens an jenem Tag offenbar kannten, obwohl – wie Tom Farraday erwähnte – für den Transfer niemals die gleiche Route und niemals der gleiche Termin gewählt wurde. Nun, ich unterließ den Hin-*

*weis – der Spannung wegen. Wer den Widerspruch bemerkt und mehr oder weniger erfolgreich daran herumgerätselt hat, dem sei hiermit besonderes Lob als Amateur-Detektiv gezollt!*

*Doch sehen wir weiter, wie es laut der tröstlichen nächsten Kapitelüberschrift ganz anders kommt.*

## Es kommt ganz anders

Sie waren wirklich in der Klemme, dachte Bob niedergeschlagen. So schlimm, wie man überhaupt nur in die Klemme geraten konnte. Justus hatte zwar richtig erraten, daß das Geld aus dem Transport auf der Geisterinsel versteckt war. Aber er hatte nicht damit gerechnet, daß Tom Farraday mit den Räubern unter einer Decke steckte, und auch nicht vorausgesehen, daß die Ballingers es sich noch in dieser Nacht holen kommen würden, da am nächsten Tag die große Schatzsuche steigen sollte.

Bob verbot es sich, daran zu denken, was als nächstes geschehen würde.

Er lag still und lauschte den kleinen Wellen, die sich am Heck des Motorboots brachen. Da kam eine größere Welle, die das Boot anhob und wieder sinken ließ. Bob öffnete die Augen und sah, wie eine dunkle Gestalt von achtem lautlos an Bord kam.

Die Gestalt hielt sich geduckt, so daß Tom Farraday am Ufer sie nicht sehen konnte. Nun schob sie sich behutsam am Motor vorbei zu den Jungen vor.

Erst hörte Bob nur Atemzüge. Dann drang leises Flüstern an seine Ohren.

»Hallo!« sagte eine Stimme. »Keine Angst. Ich bin es. Chris.« Chris! Wie in aller Welt kam Chris hierher? Chris war im Gefängnis!

»Ich mache euch los«, flüsterte Chris in Bobs Ohr. »Ganz stillhalten.«

Bob spürte, wie sich Chris an der um seinen Körper gewickelten Angelschnur zu schaffen machte und dann an den Hemdenstoffstreifen, mit denen er geknebelt und an den Handgelenken gefesselt war. Der Kampf des kleinen Griechen mit Bill Ballingers Knoten schien Bob Stunden zu dauern – doch

dann war er frei und reckte vorsichtig die steifgewordenen Arme und Beine.

»Chris –« begann er flüsternd.

»Psst!« Chris brachte ihn zum Verstummen. »Schleich dich ans Heck und halt dich bereit zum Aussteigen. Ich mache Peter los.«

Auf Händen und Knien kroch Bob zum Heck. Er streifte seine Schuhe ab. Wenn sie schwimmen mußten, dann wollte er sich nicht unnötig beschwert fühlen.

Kurz darauf tauchten fast ohne Laut Peter und Chris neben ihm auf.

»Hier rüber ins Wasser!« flüsterte Chris. »Am Ruder festhalten.«

Bob hatten sich tausend Fragen auf die Zunge gedrängt, aber die mußten vorerst warten. Behutsam ließ er sich ins Wasser hinab, gefolgt von Peter.

»Mann!« keuchte ihm Peter ins Ohr. »Wie ist Chris bloß hergekommen?«

»Das weiß ich nicht, aber ich bin gottfroh, daß er da ist«, flüsterte Bob zurück.

Chris ließ sich wie ein Aal ins dunkle Wasser gleiten. »Jetzt schwimmen wir«, sagte er. »Wenn ihr schwimmt auf der Seite, dann klatscht es nicht so. Kommt mir nach.«

Ohne Wellen aufzuwühlen, glitt er am Ufer entlang durchs Wasser. Bob schwamm ihm als erster nach. Hätte er nur außer den Schuhen auch Hose und Jacke ausgezogen!

Sie schwammen geräuschlos, die Köpfe kaum über den dunklen Wasserspiegel erhoben. Nach etwa zehn Minuten umrundeten sie einen kleinen Küstenvorsprung und waren damit aus dem Gesichtsfeld von Tom Farraday.

Chris ging an Land. Die beiden folgten ihm bis zu einer Stelle, wo sich das Gestüpp bis ans Ufer ausbreitete. Chris duckte sich und kroch das ansteigende Ufer hoch, bis er zwischen zwei Felsbrocken durchspähen konnte. Peter und Bob kamen ihm nach und konnten nun ebenfalls, in etwa hundert

Meter Entfernung, den undeutlichen Umriß des Motorboots sehen.

»Jetzt können wir reden, wenn wir leise sind«, sagte Chris.

»Hier finden sie uns nicht.«

»Wie bist du hierher gekommen?« fragten beide Jungen gleichzeitig, und Chris mußte lachen. Flüsternd berichtete er. Am Nachmittag war Kommissar Nostigon in der festen Überzeugung, daß Chris unschuldig war, zum Gefängnis zurückgekehrt. Es war ihm gelungen, den Richter zu sprechen, und der Richter hatte Chris gegen fünfzig Dollar Kautions, die der Kommissar aus eigener Tasche bezahlte, auf freien Fuß gesetzt. Der Kommissar hatte Chris noch ein gutes Abendessen spendiert und ihn dann laufen lassen.

»Ich gehe nach Hause«, berichtete Chris. »Ich finde meinen Vater gut versorgt. Eine Nachbarin kümmert sich um ihn. Aber dann ich fange an zu denken. Wie kommt mein Messer an den Ort, wo auf der Insel gestohlen wurde? Jemand hat es dorthin gelegt, nachdem ich es verloren hatte. Aber wo habe ich es verloren? Dann denke ich, ich muß es verloren haben gestern vor der Höhle, als es mit euch so lustig war. Der einzige Mensch hier, der es finden konnte, ist Tom Farraday. Ich glaube, Tom Farraday hat mein Messer gefunden und hat es an anderen Platz gelegt, damit ich wie Dieb aussehen soll. Tom Farraday hat etwas im Sinn. Ich beschließe, Tom Farraday zu beobachten. Leihe Boot von Vaters Freund und rudere bei Dunkelheit ganz leise hinaus.«

Chris hatte dann beobachtet, wie sich Tom Farraday auf seinen nächtlichen Kontrollgang über die Insel begab und wie er dort haltgemacht hatte, wo jetzt das Motorboot lag, und dreimal mit seiner Taschenlampe geblinkt hatte. Die Ballingers hatten ihr Boot ans, Ufer gerudert und waren an Land gegangen. Dann hatten sie das Geräusch des Ruderboots vernommen, in dem Peter und Bob zur Insel unterwegs waren.

»Du kannst nicht rudern so gut, Peter«, meinte Chris mit leisem Lachen. »Es klatscht. Ballinger-Brüder verstecken sich.

Tom Farraday tritt in euren Weg und führt euch in Falle. Ich weiß nicht, was tun. Vielleicht ich sollte zum Lager gehen und Leute holen? Aber ich denke, wenn sie mir nun nicht glauben? Wenn sie glauben, ich bin wieder da, um zu stehlen? Vielleicht ich bleibe besser in der Nähe und sehe, ob ich euch helfen kann. Ich sehe, wie ihr in Boot gebracht werdet und wie Ballingers zur Höhle hinauf gehen. Ich tauche und komme und mache euch los. Jetzt wollen wir uns den Spaß ansehen.«

»Das war großartig von dir, Chris«, sagte Peter. »Aber was meinst du damit, uns den Spaß ansehen?«

»Psst, Ballingers kommen zurück. Schaut!« flüsterte Chris. Undeutlich waren die dunklen Umrisse der Ballinger-Brüder zu erkennen, wie sie jetzt auf Tom Farraday zugingen. Jeder der beiden schleppete zwei große Säcke über den Schultern.

»Alles in Ordnung?« fragte Bill Ballinger. Seine Stimme war klar übers Wasser zu hören.

»Bestens«, antwortete Tom Farraday. »Hört mal, ich will jetzt meinen Anteil haben.«

»Den bekommst du, wenn wir fertig sind«, brummte der andere. »Komm, Bill, rein ins Boot mit dem Zaster und abgehauen.«

Sie ließen Farraday stehen und warfen ihre Säcke in das Motorboot.

»Die Jungen! Sie sind weg!« fluchte Bill Ballinger im nächsten Augenblick. »Tom, du hast sie freigelassen!«

»Ist ja nicht wahr!« gab der Wachmann wütend zurück. »Die können doch nicht weg sein!«

Er leuchtete mit der Taschenlampe ins Boot und sah die Angelschnur liegen, mit der er Peter und Bob gefesselt hatte.

»Sie sind tatsächlich weg!« stammelte er verblüfft. »Aber das kann doch nicht sein! Mir vor der Nase – das gibt's doch nicht!«

»Sie sind nun mal weg, und wir hauen auch ab!« knurrte Jim Ballinger. »Steig ein, Bill!«

»Und was ist mit mir?« fragte Tom Farraday. »Zehn Jahre lang habe ich auf meinen Anteil an der Beute gewartet. Zehn Jahre! Auch wenn ich alles allein bekäme, würde das den Arm nicht aufwiegen, den ihr mir kaputtgeschlagen habt. Und außerdem – wenn die Burschen wieder frei sind, werden sie aussagen, und mich lochen sie ein!«

»Das ist deine Sache«, gab Jim Ballinger brutal zurück.

»Auf uns wartet jedenfalls ein Frachter mit Kurs auf Südamerika. Leg ab, Bill.«

Bill Ballinger schob das Motorboot ins Wasser und sprach an Bord. Jim Ballinger drückte auf den Anlasser. Es surrte, aber der Motor sprang nicht an. Er versuchte es nochmals, aber wieder ohne Erfolg.

»Der Motor!« rief Jim Ballinger. In seiner Stimme schwang Besorgnis mit. »Er startet nicht! Tom, was hast du mit dem Motor angestellt?«

»Gar nichts«, gab Farraday zurück. »Aber es, freut mich, daß er versagt. Wehe, wenn ich euch zu fassen kriege!«

»Versuch's weiter, Jim!« drängte der Bruder. »Wir müssen los. Wir müssen hier weg!«

Wieder und wieder betätigten sie den Anlasser, aber der Motor wollte nicht anspringen.

Chris kicherte schadenfroh. »Ich reiße Kabel von Zündkerzen raus«, sagte er. »Ich habe sie reingelegt. Sie' kommen nicht weg. Jetzt holen wir die Männer vom Lager, die sollen sich kümmern um die Burschen.«

Aber ehe es sich die drei Jungen versahen, hörten sie Motorengeräusch, das sich rasch der Insel näherte. Zwei Boote kamen auf sie zugerast, und Suchscheinwerfer stachen in die Finsternis.

Die Ballingers handelten in fieberhafter Eile. Mit den Rudern paddelten sie das Motorboot wieder näher ans Ufer heran. Sie sprangen an Land und liefen los, genau auf das Versteck der Jungen zu.

Chris stand auf.

»Wir halten sie auf!« flüsterte er aufgeregt. »Sie kommen hier nicht weg!«

Er hob ein Stück Treibholz auf und schlüpfte hastig hinter einen großen Felsblock. Als der erste der flüchtenden Verbrecher auf gleicher Höhe mit ihm war, schob Chris das Holzstück vor, und Jim Ballinger stolperte darüber und schlug lang hin

Bill purzelte über ihn hin. Wie ein kleiner Wirbelwind stürzte sich Chris auf die beiden.

»Ihr habt mich ins Gefängnis gebracht!« schrie er. »Ihr habt den Leuten eingeredet, ich sei Dieb! Euch werd' ich zeigen!«

Er umschlang Jim Ballinger mit seinen Armen und hielt ihn am Boden fest. Bill Ballinger zerrte Chris weg und schleuderte ihn zur Seite. Er taumelte gegen Bob und Peter, die ihm gerade zu Hilfe eilten.

Aber als die drei Jungen zappelnd dalagen, trat ein neuer Kämpfer auf den Plan. Tom Farraday kam herbeigestürzt und warf sich auf die beiden Ballingers. Zu dritt gingen sie in einem erbittert um sich schlagenden Knäuel zu Boden.

»Mich um meinen Anteil betrügen, was?« brüllte der Wachmann. »Und ich sollte als der Schuldige allein dastehen!«

Ungeachtet seines verkrüppelten Arms war Tom Farraday stark wie ein Bulle. Die Ballingers konnten sich nicht von ihm befreien. Alle drei Männer rollten das abschüssige Ufer hinunter und landeten mit gewaltigem Aufklatschen im Wasser. Nach kurzem heftigem Kampf gelang es Tom Farraday, die Köpfe der beiden Brüder unter Wasser zu drücken. Ihre Körper erschlafften.

»Laß sie los!« brüllte da jemand. »Du ersäufst sie ja!«

Die Jungen hatten den Kampf so hingerissen verfolgt, daß ihnen ganz entgangen war, wie die beiden Boote nur wenige Meter daneben angelegt hatten. Mehrere Männer sprangen ans Ufer. Polizeichef Nostigon richtete den Lichtstrahl seiner starken Taschenlampe auf die drei Männer im Wasser. In der anderen Hand hielt er einen Revolver.

»Loslassen, Tom, hörst du nicht?« rief er wieder.

Aber der Wachmann schien fest entschlossen, seine beiden Komplizen zu ertränken. Vier Männer mußten ihn von Bill und Jim Ballinger losreißen, die kraftlos und nach Atem ringend aus dem Wasser gezogen wurden.

Als alle drei Männer mit Handschellen versehen waren, leuchtete Kommissar Nostigon die Umgebung ab und entdeckte Chris, Peter und Bob.

»Na, das ist ja ein Glück, daß euch nichts passiert ist!« polterte der Kommissar. »Aber du, Chris, wie kommst denn du hierher?«

»Er hat uns gerettet und die Ballingers an der Flucht gehindert, Herr Kommissar«, sagte Bob rasch. »Und wie sind Sie hergekommen? Haben Sie rechtzeitig vermutet, daß die Ballingers sich heute nacht ihr Geld aus dem Versteck holen wollten?«

»Leider nicht«, erwiderte der Kommissar. »Ich hätte mir nie träumen lassen, daß sie ihre Beute hier auf der Geisterinsel versteckt hatten. Der Dank gebührt eurem Freund Justus Jonas. Er kam vor vielleicht vierzig Minuten aufs Revier und erzählte eine tolle Geschichte von verstecktem Geld und von den Ballingers, die es sich wahrscheinlich heute nacht holen würden, weil es morgen zu spät sei. Ich weiß nicht, warum ich ihm überhaupt zuhörte, aber dann trommelte ich doch ein paar Männer zusammen und kam hier heraus – und siehe da: er hatte recht!«

Er wandte sich um. »Justus! Wo bist du denn? Hier sind deine Freunde, alle wohlbehalten.«

Justus kletterte aus dem Motorboot und kam angetrottet.

»Es war dumm von mir, euch hier herauszuschicken – ich hatte nicht bedacht, daß die Ballingers sich heute nacht das Geld holen würden«, sagte er. »Erst eine halbe Stunde später würde mir das klar. Da holte ich den Kommissar.«

»Aber immerhin hast du noch daran gedachte, sagte Peter, der treue Freund. »Und das zählt.«

»Du hättest es früher gemerkt, wenn du nicht erkältet gewesen wärst«, setzte Bob fröstelnd hinzu. »Mit einer Erkältung tut man sich immer etwas schwerer.«

»Ich –« fing Justus an. »Ich – hatschii!«

»Ihr alle habt eure Sache fein gemacht«, sagte der Polizeichef überzeugt. »Ihr habt das Geheimnis der Geisterinsel enthüllt, das geraubte Geld sichergestellt und die Verbrecher dingfest gemacht. Das ist ein beachtliches Ergebnis für einen Abend. Den Rest könnt ihr jetzt uns überlassen. Es ist Zeit, daß ihr alle wieder aufs Festland und ins Bett kommt.«

Und das benieste Justus mit Nachdruck.

## Bericht für Alfred Hitchcock

Alfred Hitchcock sah auf das Häufchen Golddublonen auf seinem Schreibtisch nieder.

»Nun habt ihr also doch einen Fund getan«, sagte er mit leisem Lachen. »Ich hatte behauptet, von dem Piratenschatz sei nichts mehr da, und ihr habt dennoch was entdeckt.«

»Nur ' fünfundvierzig Dublonen«, wehrte Justus bedauernd ab. »Das ist nicht gerade ein gewaltiger Schatz.«

»Immerhin ein Schatz, und obendrein ein ganz besonderes Andenken«, meinte Alfred Hitchcock. »Erzähl mir jetzt, Justus, wie du dahinter kamst, daß die Beute aus dem Überfall ausgerechnet auf der Geisterinsel versteckt war.«

»Na ja, Sir«, sagte Justus, »es war ganz offensichtlich, daß jemand alle Leute von der Geisterinsel fernhalten wollte. Zu diesem Zweck wurde die Mär von dem Gespenst verbreitet. Mir kam der Gedanke, es könnte dort etwas sein, dessen Entdeckung jemand verhindern will. Und das einzige Wertvolle, wovon man so hörte, war die Beute aus dem Überfall. Die Geschichte, wie die Ballingers angeblich das Geld ins Meer geschüttet hatten, wies- eine erstaunliche Ähnlichkeit mit der Methode auf, mit welcher Kapitän One-Ear die Engländer zum Narren hielt. Ich schloß daraus, daß die Ballingers das Geld versteckt und den Leuten bloß weisgemacht hatten, daß es endgültig verloren sei.«

»Glänzende Logik!« lobte Alfred Hitchcock. »Ich vermute, daß die Ballingers nach ihrer Verurteilung ihren Freunden und Bekannten auftrugen, weiterhin die Gerüchte Von dem spukenden Geist zu verbreiten.«

»Ja, Sir. Und Tom Farraday drückte sich in der Zwischenzeit hier herum und wartete auf die Entlassung der Ballingers. Ein Drittel der Beute sollte ihm für seine Beihilfe zum Überfall gehören, und sie, hatten ihm versprochen, er bekäme sei-

nen Anteil, sobald sie wieder frei wären. Er wußte ja nicht, wo das Geld steckte. Sonst hätte er sich alles holen können.« Alfred Hitchcock lachte. »Als die Ballingers dann aus dem Zuchthaus kamen, muß es ihnen einen gehörigen Schock versetzt haben, daß sich unterdessen die Filmleute auf der Geisterinsel eingerichtet hatten.«

»Ja, Sir, natürlich«, bestätigte Justus. »Sie wagten es nicht, sich das Geld zu holen, solange andere in der Gegend waren. Also versuchten sie, die Filmgesellschaft durch die nächtlichen Diebereien und Sabotageakte zu verscheuchen. Als Mr. Norris dann Tom Farraday als Wachmann einstellte, brauchte Tom nur mit seinen Missetaten fortzufahren – während er vorgab, den Besitz zu bewachen.«

»Und die Sache mit Chris' Messer und der Kamera war auch sein Werk, wie?« vermutete der Regisseur.

»Ja, Sir. Und er setzte auch an dem ersten Abend, als wir hier ankamen, das Karussell in Betrieb, damit das Gerücht von dem Gespenst neue Nahrung erhielt.«

»In einem Punkt würde ich gern noch klarsehen. Was war der wahre Grund dafür, daß euch dieser Kerl, Sam Robinson, sofort nach eurer Ankunft auf der *Hand* aussetzte? Euch Angst zu machen und gleich wieder zur Heimreise zu bewegen, war ja offenbar nicht beabsichtigt.«

»Nein, Sir. In diesem Punkt hatte ich mich geirrt. Bill Ballinger hatte es sich so gedacht, daß all die Leute vom Film sich auf die Suche nach uns machen würden und die Geisterinsel bis auf Tom Farraday verlassen wäre. Dann hätten sie rasch herüberkommen und das Geld aus dem Versteck holen können. Nur konnten sie wegen des Unwetters nicht sofort zur Insel rausfahren. Und dann wurden wir ja von Chris gerettet, und der Suchtrupp kehrte zurück, ehe die Ballingers ankommen und ihr Geld holen konnten. Das hat ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht.«

»Ich versteh«, murmelte der Regisseur. »Und als es sich dann herumsprach, daß Hunderte von Schatzgräbern die In-

sel stürmen würden, mußten es die Ballingers eben riskieren, das Geld sofort zu holen. Dabei wurden dann Peter und Bob geschnappt.«

»Ja, so war es«, sagte Justus kleinlaut. »Ich hätte mir das gleich klarmachen müssen. Aber Bob und Peter waren schon weg, als es mir einfiel, und ich lief zur Polizei.«

»Damit – scheint ja nun alles aufgeklärt zu sein«, sagte Alfred Hitchcock. »Zwei Fragen habe ich allerdings noch. Wie hat es mit dem Film geklappt, und was ist aus dem jungen Chris und seinem Vater geworden?«

»Mit dem Film ging alles gut. Mr. Shaw bekam die Achterbahn repariert, sobald alle begriffen hatten, daß das Gespenst ausgemachter Schwindel war. Die Schlußszene von ›Gejagt bis ans Ende der Welt‹ ist spannend geworden, und aus der Schatzsuche wurde ein guter Kurzfilm für Mr. Denton. An unserer Stelle hat Chris mitgewirkt. Er wurde gefilmt, wie er nach Schätzen tauchte, um seinem Vater zu helfen. Der Teil mit den Leuten aus der Stadt, die auf der Insel graben, war sehr komisch. Aber das Beste an der ganzen Sache war, daß die Geldtransport-Firma eine Belohnung für das wiederbeschaffte Geld zahlte. Kommissar Nostigon und Mr. Shaw meinten, die müsse Chris bekommen, weil er Bob und Peter das Leben gerettet und die Ballingers mit ihrer Beute an der Flucht gehindert hatte. Das Geld und dazu sein Filmhonorar reichten aus, um seinen Vater in gute ärztliche Behandlung zu geben und ihn dann nach Griechenland heimzuschicken. Unseren Anteil an den Dublonen durften wir behalten. Sporttaucher kamen in Scharen an und durchsuchten die Höhle, die Bob, Peter und Chris entdeckt hatten, aber sie fanden nur noch wenige Goldstücke. Das meiste von dem Schatz, den Kapitän One-Ear in das Spritzloch hinuntergeschüttet hatte, war wohl längst weggespült worden.«

»Hm«, machte Alfred Hitchcock. »Nun, ihr drei, das hat meine gute Meinung von euch wieder – einmal bestärkt, und ich werde gern euren Bericht über dieses Abenteuer als Buch

herausbringen. Wenn sich wieder Anlaß für Ermittlungen außergewöhnlicher Natur ergeben sollte, so könnt ihr euch darauf verlassen, daß ich euch verständige!«

»Vielen Dank, Sir!«

Die Jungen standen auf. Peter nahm die Dublonen vom Tisch und steckte sie wieder in den Beutel.

»Die wollen wir für unser künftiges Studium sparen«, sagte er.

»Aber wir dachten, Sie hätten vielleicht gern eine als Andenken, denn Sie haben uns ja zur Geisterinsel geschickt.« Er reichte Alfred Hitchcock das am besten erhaltene Exemplar unter den Münzen, und der Regisseur nahm es lächelnd entgegen.

»Ich danke dir, mein Junge«, sagte er. »Die werde ich in Ehren halten.«

Als die drei Jungen hintereinander zur Tür hinausgingen, drehte er die Dublone spielerisch zwischen den Fingern.

»Aus einem echten Piratenschatz«, sagte er lächelnd vor sich hin. »Wer hätte gedacht, daß sie etwas finden würden? Ich muß mich ernstlich fragen, welcher Art wohl der nächste geheimnisvolle Fall sein wird, mit dem diese Burschen sich einlassen . . .«